



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 4 April 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, April 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

4

Köln, 15. April 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Foto: Wolf Krabel



Im Oktober 1964 wurden 12658 Jugendliche an 14 hessischen Berufsschulen über die Einhaltung der Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes vom 9. August 1960 befragt. Eine exakte wissenschaftliche Auswertung der Befragungsergebnisse steht noch aus, doch läßt die summarische Gegenüberstellung einige Folgerungen zu. 10566 Befragte (83,5 v. H.) waren Lehrlinge oder Anlernlinge, davon besaßen 303 keinen schriftlichen Vertrag. Bedenkt man, daß die Befragung als repräsentativ angesehen werden kann, ergibt sich, daß über 3000 Jugendliche in Hessen ohne schriftlichen Lehr- oder Anlernvertrag ausgebildet werden. Weiter kann man unterstellen, daß mehr als 500 Jugendliche ohne Genehmigung mit Akkord- und Fließarbeiten beschäftigt sind. Nach § 10 des Jugendarbeitsschutzgesetzes darf die tägliche Arbeitszeit der Jugendlichen 8 Stunden, die Wochenarbeitszeit der Jugendlichen unter 16 Jahren 40 Stunden, die der Jugendlichen

über 16 Jahre 44 Stunden nicht überschreiten. Den Befragungsergebnissen ist zu entnehmen: Bei 61,9 v. H. der befragten Jugendlichen unter 16 Jahren wurde die gesetzlich festgelegte Arbeitszeit von 40 Wochenstunden überschritten. 2560 Jugendliche werden zwischen 46 bis 51 Stunden und 370 Jugendliche über 71 Stunden in der Woche beschäftigt! 28 v. H. der 16- bis 18jährigen Befragten muß mehr als 44 Stunden arbeiten, in einzelnen Zahlen dargestellt über 4800 Jugendliche 46 bis 51 Stunden und 260 Jugendliche 71 Stunden in der Woche. Diese Ergebnisse unterstreichen die Notwendigkeit der Forderung der 6. Landesjugendkonferenz (2./3. Oktober 1965 in Kassel) nach einer stärkeren personellen Besetzung und finanziellen Unterstützung der hessischen Gewerbeaufsichtsämter. Aber noch mehr wird die Auffassung derer widerlegt, die verkünden „... daß es fast unmöglich geworden sei (durch

das Jugendarbeitsschutzgesetz – der Verfasser), den Jugendlichen einmal bewußt bis an die Grenze seiner körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit heranzuführen“. (So Herr Arbeitsgerichtsrat Dr. W. Sanio, Wiesbaden – siehe Wiesbadener Kurier vom 10. Februar 1966). Herr Dr. Sanio kommt zu dem Schluß: „Wer auf gesunde Weise müde ist, muß sich nicht beim Bierglasheben die Bettschwere holen.“ Herr Dr. Sanio, das Jugendarbeitsschutzgesetz ist kein „Leistungssteigerungsgesetz“, sondern beinhaltet reformbedürftige Mindestbestimmungen, die in der heutigen Arbeitswelt dringend notwendig sind. Eine Befragung in anderen Bundesländern würde sicherlich gleiche Ergebnisse bringen. Deshalb: Tun wir nicht so ahnungslos!

Jochen Richert

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes beschloß auf seiner letzten Sitzung in Düsseldorf, den Gewerkschaften in Vietnam und Indien, die dem Internationalen Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) angeschlossen sind, je 100 000 DM in Form von Lebensmitteln für die notleidende Zivilbevölkerung, insbesondere für hungernde Kinder, zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig forderte er die Vereinten Nationen auf, zu einer Hilfsaktion in der ganzen Welt für die Opfer des Krieges und die hungernden Menschen in den beiden Ländern aufzurufen. Der DGB-Bundesvorstand appellierte darüber hinaus an alle am Vietnam-Krieg beteiligten Mächte, den wiederholten Friedensappellen der Vereinten Nationen Folge zu leisten und alle kriegerischen Handlungen umgehend einzustellen. Der DGB erwartet von den Vereinten Nationen, daß sie ihre Anstrengungen zur Beendigung dieses mit verheerenden Folgen für die Zivilbevölkerung verbundenen Krieges in verstärktem Maße fortsetzen.

Ihres Amtes unwürdig

Januar 1944: Ein deutsches Schiff, ein sogenannter Blockadebrecher, ist auf dem Wege von Japan nach Deutschland. Im Schiffsinnern in einer Zelle eingesperrt sitzt Alfred Poweleit. Er war Heizer auf einem anderen Schiff und der Hehlelei verdächtigt und sollte zur Aburteilung dieses Deliktes nach Deutschland gebracht werden.

Am Horizont tauchte ein feindliches Kriegsschiff auf. Kapitän Heinrich von Allwoerden läßt seinen Blockadebrecher zur Versenkung fertigmachen. Er und die übrige Besatzung steigen in die Rettungsboote; auch für den Bordhund findet sich ein Platz. Alfred Poweleit wird, eingeschlossen in seiner Zelle, auf dem Schiff zurückgelassen. Er hat das Geräusch, das durch das Herablassen der Rettungsboote entstanden ist, gehört. Er ahnt, was ihm bevorsteht. Er schreit – schreit so laut, daß es bis in die Boote zu hören ist. Die Rettungsboote entfernen sich immer weiter vom Schiff. Dann: ein Krachen und Bersten, Stichflammen. Langsam versinkt das Schiff im Meer. In seiner Zelle ertrinkt Alfred Poweleit (27). Ein Offizier streichelt den geretteten Schäferhund.

Februar 1966: Vor dem Hamburger Schwurgericht stehen Vizeadmiral a. D.

Paul Wenneker und Kapitän Allwoerden. Paul Wenneker, der als Marineattaché an der Deutschen Botschaft in Tokio seinerzeit den Befehl gab, im Falle einer Selbstversenkung den Gefangenen auf dem Schiff zu belassen, ist des Mordes, Heinrich von Allwoerden der Beihilfe zum Mord angeklagt. Nach einer Reihe von Prozeßtagen wird das Verfahren gegen den Admiral eingestellt. Der Kapitän wird freigesprochen.

Begründung: Die Art, wie Heizer Poweleit umgebracht worden ist, ist kein Mord, sondern nur Totschlag. Zum Mord hätten die Tatmerkmale Grausamkeit, Heimtücke und niedrige Beweggründe gefehlt. Totschlag aber ist verjährt.

Es liegt uns nichts daran, zwei alte ehemalige Marineoffiziere im Zuchthaus zu wissen. Wer derart unmenschliche Befehle gibt, wer so erbarmungslos handelt, hat längst das Urteil über sich selbst gesprochen. Uns geht es um die Richter, die die Stirn haben, zu behaupten, es sei nicht grausam, einen Menschen wie ein Stück Vieh absaufen zu lassen. Ein Schiff, auf dem ein Mensch eingesperrt ist, zur Selbstversenkung fertigzumachen, sich selbst in Sicherheit bringen, vom Rettungsboot aus zu hören, wie der Eingesperrte um Hilfe schreit, der zuschaut,

wie das Schiff mit dem Mann, der nicht aus seiner Zelle herauskann, untergeht – das ist grausam, das ist Heimtücke, das zeugt von niedriger Gesinnung. Dagegen ist es ja – wenn für den Betroffenen im Effekt auch dasselbe – geradezu noch human, den Gefangenen vorher zu erschießen, wie das in einem ähnlich gelagerten Fall auch geschehen ist. Warum ignorieren die Richter diese Tatsachen? Erklären sie sich mit den ehemaligen Marineoffizieren solidarisch? Urteilen sie nur noch nach dem – weit verbreiteten – Grundsatz: „Macht doch endlich einen Strich unter diese Dinge?“ Wir können niemandem ins Herz schauen. Wir wissen nur eins: solche Richter sind ein Unglück für unser Land. Sie nehmen uns den Glauben, daß bei uns wirklich nur nach Recht und Gesetz geurteilt wird. Sie lassen den Verdacht aufkommen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, was man verbrochen hat, daß es bei uns Angeklagte erster, zweiter und dritter Klasse gibt. Sie sind schlechte Richter; schlimmer noch: sie sind ihres Amtes nicht würdig.

P. M. in „Frankfurter Rundschau“

Zum Honorarprofessor ernannt

Dr. Walter Fabian, Chefredakteur der vom Deutschen Gewerkschaftsbund herausgegebenen „Gewerkschaftlichen Monatshefte“, ist vom Hessischen Kultusminister zum Honorarprofessor an der Hochschule für Erziehung an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main ernannt worden. Mit dieser Ernennung ist ein nebenberuflicher Lehrauftrag für Erwachsenenbildung an der genannten Hochschule verbunden. Dr. Walter Fabian begann seine Tätigkeit in der Erwachsenenbildung schon im Jahre 1924 für das Arbeiterbildungsinstitut in Leipzig und für den Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit. Während seiner Emigration war er u. a. für die Schweizerische Arbeiterbildungszentrale tätig. In der Bundesrepublik wirkt er nebenberuflich an zahlreichen Volkshochschulen, Gewerkschaftsschulen und anderen Bildungseinrichtungen. Die ehrenvolle Ernennung gibt Walter Fabian die erweiterte Möglichkeit, seine rund vierzigjährige Erfahrung in der Erwachsenenbildung an künftige Lehrer weiterzugeben.

Kriegsspielzeug

Die Gewerkschaftsjugend Rheinland-Pfalz führte in den Vorweihnachtstagen eine Aktion gegen den Kauf von Kriegsspielzeug und Kriegsliteratur durch. Schwerpunktmäßig trat die Gewerkschaftsjugend in den sieben großen Städten Koblenz, Trier, Mainz, Worms, Ludwigshafen, Kaiserslautern und Pirmasens an die Öffentlichkeit. Die Aktionen wurden gemeinsam von der Abteilung Jugend beim DGB-Landesbezirk und den örtlichen Gewerkschaftsjugendgruppen durchgeführt.

In Pressebesprechungen wurde die Öffentlichkeit über den Sinn der Aktion unterrichtet. Es konnte festgestellt werden, daß die Presse in allen Orten unsere Aktion unterstützte. Die Berichterstattung war fast überall sehr gut.

Die Mitglieder der Gewerkschaftsjugendgruppen aus den sieben Städten hatten am ersten verkaufsoffenen Samstag die Verteilung von Handzetteln übernommen. In den Hauptgeschäftsstraßen wurden die Handzettel an die vorweihnachtlich gestimmten Käufer verteilt und das Gespräch über diese Aktion gesucht. Dabei wurde immer wieder betont, daß man schon lange auf eine derartige Protestaktion gewartet habe und daß sich die Erwachsenen freuten, daß diese aufklärende Aktion gerade von jungen Menschen durchgeführt würde. Zu irgendwelchen Zusammenstößen ist es nirgendwo gekommen.

Nach dieser Handzettellaktion wurden in den Städten öffentliche Veranstaltungen durchgeführt. Es wurde z. B. in der Lan-

deshauptstadt Mainz ein Rezitationsabend mit dem Schauspieler Fritz Fleck durchgeführt, der sehr großen Anklang fand. In den Städten Ludwigshafen, Kaiserslautern und Pirmasens sprach Dr. Iwan über die Schrecken des Krieges. Zieht man das Resümee der Aktion, so kann man dreierlei festhalten:

1. Die Mitglieder der Jugendgruppen waren sofort bereit, diese Aktion zu tragen und auch in die Öffentlichkeit zu gehen. Wenn man die Hemmungen kennt, in einer Straße Handzettel zu verteilen, so muß diese Bereitschaft besonders hoch gewertet werden.
2. Die Reaktion der Öffentlichkeit war ausgesprochen positiv. Aus einigen Äußerungen konnte man sogar ent-

nehmen, daß einige auf eine derartige aufrüttelnde Aktion bereits gewartet haben.

3. muß als wertvollstes Ergebnis dieser Aktion festgehalten werden, daß es junge Menschen waren, die die Erwachsenen auf ihre Pflichten gegenüber den jungen Menschen hinwiesen. Die Gewerkschaftsjugend wollte mit dieser Aktion weder die Käufer zum Boykott von Kriegsspielzeug und kriegsverherrlichender Literatur auffordern noch dem Handel Schwierigkeiten bereiten. Einziger Sinn dieser Aktion war, die Eltern auf ihre Pflichten gegenüber der jungen Generation aufmerksam zu machen. Es kann festgestellt werden, daß dieser Sinn der Aktion erfüllt wurde.

Aufruf zum 1. Mai 1966



Zeichnung: Bernhard Müller

Arbeiter, Angestellte und Beamte der Bundesrepublik Deutschland, Kolleginnen und Kollegen!

Der Deutsche Gewerkschaftsbund mit seinen 16 angeschlossenen Gewerkschaften und Industriegewerkschaften feiert diesen 1. Mai

- stolz auf das Erreichte,
- die großen Aufgaben erkennend, die noch vor uns liegen, um diesen Teil Deutschlands zu einer fortschrittlichen, sozialen und freiheitlichen Heimstatt aller arbeitenden Menschen zu gestalten,
- voller Sorge um den Bestand des Friedens in der Welt.

Durch die Mitarbeit in den Gewerkschaften gelang es, den Lebensstandard aller arbeitenden Menschen zu heben, die sozialen Bedingungen weiter zu verbessern und der Stimme der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Deutschland noch mehr Gewicht zu verleihen. Das ist ein gemeinsames Werk. Wir können mit Recht stolz darauf sein. Deshalb sagen wir an diesem Feiertag

„dabeisein – mitbestimmen – Erfolg haben“.

Viele unserer gemeinsamen Aufgaben müssen noch gelöst werden. Im vergangenen Jahr wurde die Ausweitung der wirtschaftlichen Mitbestimmungsrechte in der Öffentlichkeit lebhaft diskutiert. Der Verwirklichung dieser Forderung sind wir aber noch nicht nähergekommen. Als gewählte Vertretung der Arbeitnehmer erklärt der Bundesvorstand des DGB erneut und mit allem Nachdruck:

- Die deutschen Arbeitnehmer sind fähig und bereit, gleichberechtigt das wirtschaftliche Leben unseres Landes mitzubestimmen und mitverantworten.
- Es ist einer demokratischen Gesellschaft unwürdig, im politischen Leben den Arbeitnehmern gleiche Rechte zu gewähren und gleiche Pflichten aufzuerlegen, sie aber im wirtschaftlichen Bereich nach wie vor als Untertanen zu behandeln. Wir wehren uns im Namen unserer Mitglieder gegen die anmaßende Behauptung, daß nur wenige hundert Industriekapitäne und Wirtschaftsmanager in der Lage seien, für die Mehrheit des Volkes die wirtschaftliche Zukunft verbindlich zu bestimmen.

- Wir erwarten von Bundestag und Bundesregierung, daß sie angesichts der guten Erfahrungen mit der qualifizierten Mitbestimmung in der Montanindustrie noch in dieser Legislaturperiode die Mitbestimmung auch in den Großunternehmen der übrigen Wirtschaftszweige einführen.

- Die Mitbestimmung ist der beste Weg, alle Kräfte und Fähigkeiten unseres Volkes für den friedlichen Wettstreit mit den anderen Nationen der Welt zu mobilisieren.

Gemeinsam mit allen fortschrittlichen Kräften werden wir an einer friedlichen, demokratischen und sozial gerechten Gesellschaft weiterbauen.

Es gilt, die soziale Sicherheit für alle zu verwirklichen.

Auch dieser 1. Mai ist umdüstert von Gefahren kriegerischer Auseinandersetzungen. Die deutschen Gewerkschaften erinnern deshalb noch einmal an ihre Grundprinzipien:

- Gesellschaftsordnungen, Ideologien und Weltanschauungen dürfen sich nur im friedlichen Wettstreit bewähren – ein Krieg vernichtet sie alle.
- Krieg ist kein Mittel der Politik mehr, sondern birgt die Gefahr der Ausrottung der Menschheit in sich.
- Frieden ohne Freiheit und soziale Gerechtigkeit ist kein Frieden.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund wird in dem Teil Deutschlands, in dem er frei arbeiten kann, alle Kraft daransetzen, eine bessere, eine humanere, eine gerechtere Ordnung – eine Ordnung frei von Furcht und Unterdrückung – aufzubauen.

Er leistet damit einen Beitrag zum Weltfrieden und bereitet auf diese Weise und mit seinen Kräften die Wiedervereinigung Deutschlands vor. Alle sind aufgerufen, dabeizusein und mitzuhelfen.

Pflanze einen Baum

Bericht von George Barley

Seit einiger Zeit ist dafür gesorgt, daß die Besucher Israels tun können, wie in der Bibel geschrieben steht: „Wenn ihr ins Land kommt und allerlei Bäume pflanzt . . .“ (3. Mose 19,23). Aufforstungsstellen in Galliläa, Judäa und Negev, bei Jerusalem und Nazareth laden den Reisenden ein, sich mit eigener Hand an der Wiederbewaldung des Heiligen Landes zu beteiligen.

Das Pflanzen von Bäumen war die erste Handlung des Schöpfers, behauptet eine fromme Legende – und die Bibel enthält zahlreiche Hinweise auf die Gottgefälligkeit dieses Werkes, wenn es von Menschenhand ausgeführt wird. Einst bewaldete, nun aber von Baum und Strauch entblößte Hügel, schutzlos preisgegeben den Niederschlägen, welche die Erde zu Tale waschen, den Winden, welche die Bodenkrume verblasen – in einem Land, das die Bibel nicht nur als Buch der Offenbarung, sondern als ein Teil der nationalen geschichtlichen Überlieferung liest, werden sie doppelt als Herausforderung empfunden! Der jüdische Nationalfonds, der sich von Staats wegen um die Aufforstung Israels und die Pflege der Wälder kümmert, senkte seit der Gründung des Staates nicht weniger als 50 Millionen Bäumchen in die ausgedörrte Erde. Und die nächsten zehn Jahre sollen einen weiteren Zuwachs von mindestens 100 Millionen Bäumen in Nutz- und Schutzwäldern bringen.

Neuerdings beteiligen sich sogar Israels Besucher an dem Wiederbewaldungswerk. An einem halben Dutzend ausgewählter Stellen des Landes fordern den Reisenden Tafeln am Straßenrand auf, hier mit eigenen Händen einen Baum zu pflanzen. Für jeden gepflanzten Baum erwartet man von ihm fünf israelische Pfunde als Unkostenbeitrag. Als dauernde Erinnerung erhält er eine kleine Plakette zum Anstecken sowie eine Bescheinigung mit der Angabe, in wessen Namen er das Bäumchen pflanzte. Wer gar einen Garten (100 Bäume), einen Hain (1000 Bäume) oder einen Wald (10000 Bäume) stiftet, ist überdies berechtigt, seinen Namen oder den Namen des Begünstigten auf einem Gedenkstein davor zu verewigen.

Es ist keinem Menschen übelzunehmen, wenn er in der Aktion „Pflanzen Sie in Israel einen Baum mit eigenen Händen“ nicht mehr sieht, als einen glänzenden Einfall, um den ohnedies florierenden Fremdenverkehr weiter anzukurbeln, smarte Geschäftstüchtigkeit, die sich von wohlwollenden Fremden ganze Wälder bezahlen läßt. Man kann das Pflanzen eines Bäumchens sehr wohl unter dem Souveniraspekt sehen. Ein Reiseandenken, das ist es auch. Aber es ist nicht nur das. Die Bescheinigung, daß man eigenhändig für ihn einen Baum im Heiligen Land gepflanzt hat, rührt zwar mit dem Sonderstempel aus dem Waldpostamt sogar den Philatelisten. Aber sie erfreut, Sonderpoststempel hin oder her, auch den Frommen. Und die Mehrzahl derer, die ihr Bäumchen in der kargen Erde bergen und ihm an seinem neuen Ort das erste Wasser geben, unterziehen sich der Handlung mit Ergriffenheit, Juden und Christen; mit schöner Feierlichkeit tun sie auf biblischem Boden so, wie es die Bibel verlangt.



Kiefer, Eukalyptus, Zeder, Zürgelbaum, Eiche, Pistazienbaum, Zypresse und Akazie sollen künftig in den Wäldern Israels bestandbildend sein. Der Reisende, der mit eigenen Händen einen Baum pflanzen will, kann im Rahmen des lokalen Aufforstungsprogramms frei die Art der Setzlinge wählen.

Tafeln wie diese, die den Reisenden auffordern, mit eigenen Händen in Israel einen Baum zu pflanzen, stehen in Galiläa, in Judäa und im Negev, auf dem Hochplateau von Jerusalem und in den Hügeln Nazareths.



Ein Tagebuch in Bildern

Charlotte Salomon,
Selbstbildnis (1940)



Charlotte Salomon – eine Schicksalsgefährtin Anne Franks

Die Kunststudentin Charlotte Salomon, deren vor 25 Jahren entstandene Bilder wir auf dieser Seite vorstellen, wäre heute vielleicht eine bekannte Malerin. Wir wissen es nicht. 1917 wurde sie in Berlin geboren. Hier besuchte sie bis 1933 das Lyzeum, später noch einige Jahre die Hochschule für Bildende Künste. Nach dem Pogrom gegen die Juden in Deutschland im November 1938 schickten ihre besorgten Eltern sie nach Südfrankreich zu den Großeltern, die schon bald nach Hitlers Machtergreifung emigriert waren. Die Salomons haben ihre Tochter nie wiedergesehen. Während sie selbst Krieg und Verfolgung im holländischen Versteck überlebten, wurde Charlotte 1943 von der Gestapo gefangen und nach Auschwitz deportiert. Sie war 26 Jahre alt, als sie in die Gaskammer ging.

Nach dem Kriege fand man in dem Haus, wo sie zuletzt Zuflucht gefunden hatte, neben zahlreichen Landschaftsbildern und Porträts einen autobiografischen Zyklus von über 1000 Temperablättern, auf denen die junge Malerin aus der Erinnerung ihr kurzes Leben festgehalten hat, vom Kindertage im Elternhaus, über Schulerlebnisse, eine scheue erste Liebe, die wachsende Bedrohung durch die Nazis, ihre Flucht aus Deutschland und die Zeit im Exil bis zur Verhaftung.

Der Versuch, sich angesichts der drohenden Gegenwart mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen, von der Charlotte mit großer Aufrichtigkeit berichtet, führt zu einem Stil expressiver Vereinfachung. Ihre Bilder haben die naive Direktheit und Poesie der Kinderzeichnung und sind doch gleichzeitig von großer Feinheit der Farbgebung. Eine Auswahl der schönsten Bilder zeigt eine Ausstellung „Charlotte Salomon – Ein Tagebuch in Bildern 1917–1943“. (Ein farbiger Bildband gleichen Titels erschien bei Rowohlt.) Gerhard Schoenberger, bekannt durch seine Bücher über die NS-Judenverfolgung („Der gelbe Stern“; „Wir haben es gesehen“), hat sie arrangiert und nach Deutschland gebracht, sagt: „Ich glaube, die seelische Intensität und künstlerische Kraft, mit der hier ein junges Mädchen von den kleinen Freuden und großen Ängsten seines kurzen Erdendaseins und seiner heißen, vergeblichen Liebe zum Leben berichtet, muß jeden anrühren und nachdenklich machen.“

In einem Zeitalter, das uns an den Massenmord als Alltagserscheinung gewöhnt hat, erinnern uns ihre Bilder wieder an die Kostbarkeit und Einmaligkeit jedes einzelnen Menschenlebens. Diese Lektion ist nicht neu, aber sie bleibt weiter aktuell.“

Die Ausstellung wurde bisher mit großem Erfolg in Berlin, Frankfurt, Baden-Baden, Essen und – während der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit – in Bonn gezeigt. Im April ist sie in Mannheim zu sehen, danach in Hamburg. Es wäre zu wünschen, daß noch weitere Städte sich anschließen. Eine Initiative der Jugend bei den Stadtvätern könnte da viel ausrichten.

Mira Bihaly



Kannenbach ist keine Flasche

Von Heini Ludewig

Ich sitze in der Gartenlaube. Vorn auf den Liegen räkeln sich Fritz, Ernst und Wolfgang in der Sonne. Sie stehen kurz vor der Prüfung und sind sehr klug, sehr alt und sehr weise. Ihr Gesprächsthema ist die Schule. Und weil sie sich unbelauscht fühlen, sprechen sie ganz offen und machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Aber das machen sie auch dann nicht, wenn jemand dabei ist. Nachdem Fritz dem Wolfgang noch einige unregelmäßige französische Verben erklärt und klargemacht hat, daß 'Champion' und 'Champion' zwei grundverschiedene Dinge sind, da zerrt Ernst das Gespräch mitten auf den Sportplatz.

„Unser Deutschlehrer, der Kannenbach, ist eine Pleite als Torwart, sage ich euch. Eine Flasche! Als Rechtsaußen, da mag er noch gehen, aber als Mann im Tor? Nein. Wenn er nächsten Donnerstag sich wieder ins Tor stellt, dann gehe ich hin und sage: Kommt nicht in Frage...“

Und da hat es bei mir gefunkt. Was ist das für eine herrliche Zeit, in der wir leben! Was für eine freie, unbeschwerte Jugend wächst da heran. Hatten wir das in jenen Jahren auch sagen können, ja, überhaupt einmal zu denken gewagt, daß einer unserer Lehrer eine Flasche sei?

Wir verlebten unsere Schuljahre während des ersten Weltkrieges, und der Krieg und die schwarzweißbrote Staatsform legten ihren dunklen Schatten auf unsere Jugendjahre. Die Lehrer wollten uns schon ein ganz bestimmtes Quantum einpauken, aber im Grunde wollten sie uns zu guten Untertanen machen. Und dabei waren sie selber nur kleine Untertanen, die den steinigen Weg zum Oberlehrer, zum Konrektor oder Rektor stolpern mußten. Der Rohrstock im Klassenschrank war das wichtigste Erziehungsmittel, und leuchtend waren für uns die Tage, da er nicht in Erscheinung zu treten brauchte.

Der ‚Herr Lehrer‘ war kein Kamerad, kein Mitspieler auf dem Sportplatz; er war eine Respektsperson, die mit tiefer Ehrfurcht und innerem Erschauern auf der Straße und in der Schule gegrüßt werden mußte. Er war ‚von da oben‘ eingesetzt. Erst sehr viel später hörten wir davon, daß Friedrich, der Zweite, gesagt haben soll: „Meine Kriege haben nicht die Soldaten, sondern der Schullehrer mit dem Rohrstock gewonnen.“ Ob es stimmt, kann man nicht mehr nachforschen. Dem Sinne nach stimmt es, aber es ist auch nicht so wichtig. Wir Kinder jener Tage mußten unsere Erfahrungen aus dem ‚heute‘ schöpfen.

Wenn der Lehrer oder der Rektor morgens mit gelben Schuhen in der Schule erschien, dann wußten wir, sie waren am Abend vorher entweder zum Kegeln oder zum Stammtisch gewesen, dann waren sie erst spät in der Nacht nach Hause gekommen, dann waren sie ‚böse‘. Dann achteten sie wie ein Schießhund auf jede Schwäche von uns, um einen von uns mal so richtig durchzuwalken und sich selbst damit abzureagieren. Wir lernten nicht aus Freude am Wissen, wir lernten aus Angst vor Strafe.

„Die Jungens, die vor Angst an der Wand hochgehen, die zittern wie Espenlaub, das sind später die besten Soldaten“, sagte einer der Lehrer auf dem Schulhof zu seinem Kollegen. Einer von uns hörte es, und das Wort wanderte durch alle Klassen.

Morgens um sieben. Französisch-Stunde. Lehrer Bollmann steht vor der Klasse, läßt den Stock in der Hand zischend hin- und herfahren, daß uns der Atem stockt. „Übersetzen! In Französisch. Unsere Väter... du, Karl Wichmann.“ – „Notre pères“ – „Sind tot... na, wird's bald?

Weiter. Aha, wohl nicht gelernt, wie? Na, komm raus.“ Karl Wichmann weint, schluchzt. „Komm Bursche, dir werde ich zeigen, was lernen heißt. Faul wie die Sünde, aber auf der Straße die große Klappe...“ und dann entlädt sich der Zorn des Lehrers über den Jungen, daß er sicherlich noch wochenlang blaue Striemen auf dem Rücken hat. Der Lehrer wird nur unterbrochen in seiner Arbeit durch den Zuruf einer Mitschülerin „Herr Bollmann, der Karl kann das doch gar nicht übersetzen; sein Vater ist doch vor einigen Tagen gefallen. Vor Verdun...“ – „Soso. Und warum hast du verstockter Bengel das nicht gleich gesagt? Naja, morgen nehme ich dich wieder vor. Dann hast du eine Abreibung gut. Dann sind

wir quitt. Setz dich. Wo waren wir stehen geblieben?“

Am nächsten Morgen. Rechenstunde bei Lehrer Willdorf. Er kommt zur Tür herein. Wir springen auf. Im Chor: „Gu-ten-Morgen-Herr-...“, aber er winkt ab. „Scheußlich! Wenn ich das schon höre. Als wenn ihr noch nicht wach wäret. Aber das woll'n wir gleich haben. Werde euch schon wach kriegen...“ Wir schauen auf seine Schuhe – ja, er hat die gelben an. Er geht an den Schrank, holt den Stock heraus, läßt ihn spielend durch die Luft pfeifen, stellt sich dann wie ein zürnender Racheengel vor die Klasse. „So, es geht los. Mitrechnen! Und nicht schlafen. Eins und eins und viermal vier und sechs durch fünf mal zehn durch sechs mal zehn durch



fünf und vier durch drei... ich nichts, keinen Ton, sagt einer vor, gnade ihm Gott...“ Der Stock wand über den Köpfen der Schüler hin bleibt plötzlich auf einem stehen. „Franz! Wieviel ist es?“ – „Zehn.“ „Falsch. Komm raus. Jetzt hat's gefu mein Freund. Hab dich schon lange dem Visier. Werde dich mal aufweck Sollst sehen, wie frisch du wirst. T frisch, sage ich dir!“

Wir andern atmen erlöst auf. Weil Schicksal gnädig an uns vorübergegen ist. Aber die Schläge, die der Fr kriegt, sind uns, als hätten wir sie sel gekriegt.

Das waren unsere Lehrer, und das war wir. Gewiß, nicht alle waren so. Einer auch unter ihnen, der uns Fritz Reute ‚Ut mine Festungstid‘ nahebrachte u auch ‚Kein Hüsung‘.

Wenn ich heute höre, wie die Jung sagen: Unser Lehrer ist eine Flasche dann denke ich: Kinder, was seid glücklich, was habt ihr für eine herrliche Jugend. Was sind das für prächtige Menschen, die mit euch Fußball spielen, mit euch eine Wanderung machen, mit euch am Lagerfeuer sitzen, alte Lied singen, die mit euch gemeinsam Geld sammeln, um einen alten Gaul zu kaufen damit er das Gnadenbrot erhält, die mit euch in den Ferien einen verunkrautete Friedhof in Ordnung bringen und auch nicht vergessen, einige gute Worte gegen den Krieg und sein Elend zu sagen. Das heißt, einer von uns – er hieß Wilm und ist schon einige Jahre tot – hatte den Mut, gegen die Lehrer dieser Art aufzumucken. Er hatte den Mut, ‚nein‘ zu sagen und hatte auch Erfolg. Natürlich war er faul gewesen, hatte einen deutschen Aufsatz nicht zur rechten Zeit fertig gehabt. Herr Bollmann schäumte vor Wut. „Komm Freundchen, komm raus. Dir werd ich zeigen. Komm, komm, na, wird's bald?“ Wilm stand auf und sagte schlicht „nein“. Herr Bollmann flitzte die Bankreihen herunter, den Stock in der Hand wollte zuschlagen, aber Wilm hielt den Stock fest. Ganz fest, wie ein Schraubstock. Wilm war einen Kopf größer als Herr Bollmann, und damit stand das Ergebnis fest. „Läßt du los, du Lausbengel!“, aber Wilm sagte nur schlicht „nein!“.

Etwas zerbrach in Herrn Bollmann. Er rannte los. „Na warte, Freundchen, das soll dir teuer zu stehen kommen.“ Er rannte ins Rektorzimmer, um gemeinsam mit dem Rektor unsern Wilm zu bändigen, aber er kam allein zurück. Sicherlich hatte ihm der Rektor gesagt: „Wenn Sie sich blamieren wollen, dann ohne mich. Suchen Sie sich die Jungen aus, die Sie zwingen können.“ Wilm war für uns der Siegfried geworden.

Als Herr Bollmann das Klassenzimmer verlassen hatte, um den Rektor zu Hilfe zu holen, brach Wilm den Stock in der Mitte durch und warf ihn aus dem Fenster. Sagte trocken: „Die sollen nur kommen, die beiden...“ Herr Bollmann sagte, als er zurückkam, zu Wilm mit funkelnden Augen: „Wir sprechen uns, wir beide. Wirst dich wundern, Freundchen. Dir werden die Augen noch übergehen...“

Aber Wilm brauchte sich nicht zu wundern. Ihm gingen auch die Augen nicht über. Ich denke noch oft an den Wilm, wenn ich vor einer ausweglosen Situation stehe: „Lohnt es sich, daß ich ‚nein‘ sage?“

Meistens lohnt es sich.

Illustration: Eva Ohlow

Hallo Nachbarn!

So darf ich Euch nur anreden, weil Richard Münch es im Fernsehen nicht mehr darf. Denn – wie Ihr Euch ja wohl erinnern werdet – einen Tag vor dem 29. Dezember 1965, an dem „Hallo Nachbarn!“ zum 17. Male in die Wohnstuben unserer Bundesbürger erheitern- de Unruhe über unangenehme deutsche Gewohnheiten tragen wollte, befanden der NDR-Intendant Schröder (SPD) und sein Vize Hammerstein (CDU) in vorweggenommener großer Koalition, daß diese einzige satirische Fernsehreihe von Rang nun niemanden mehr ärgern solle; keine Parteien, keine Bauern- und Vertriebenenverbände und auch nicht mehr die Massenpresse (sprich: Springer-Konzern).

Mag sein, daß Intendant Schröder sich an seine anstehende Wiederwahl im nächsten Jahre erinnerte und daran, wie es einst dem fähigen WDR-Chef Hartmann erging. Jedenfalls ersetzten er und Hammerstein die Satire durch einen

Film über die britische Fuchsjagd, von dem sich niemand getroffen fühlen konnte als die Füchse und allenfalls die Betroffenen: der Autor Joachim Roering und der NDR-Unterhaltungschef Henri Regnier, die als Texter und Redakteur für „Hallo Nachbarn!“ verantwortlich zeichneten.

Natürlich fand Hammerstein, der die Absetzung der Sendung dienstlich anordnete, auch eine Begründung: Die Aufzeichnung sei „zu 50 v.H. unsendbar, zu 50 v.H. schwach“. Ob das wohl stimmen könne, mag jetzt jeder selbst überprüfen, der 18 Mark für die **Metronome**-LP „Für Deutsche verboten!“ (MSLP 21001) aufzubringen bereit ist.

Denn diese LP enthält all jene Ansagen, Songs und Szenen der abgesetzten Sendung, die auch beim bloßen Hören zu verstehen sind, und gleich noch drei Stücke dazu, die aus früheren Sendungen aus ähnlichen Gründen herausgeschnitten wurden. Wenn auch das Bild dazu natur-



Richard Münch



Renée Franke



gemäß fehlt, das man sehen müßte, um ganz sicher Hammersteins Urteil beurteilen zu können, so läßt doch das Ganze unzweifelhaft erkennen: der Vorwurf geringer Qualität ist unberechtigt.

Sicher: eine Szene über die Verkaufspraktiken beim Profifußball und ein Song gegen Justizminister Jäger (vorgesehen für die Novembersendung 1965) sind ein wenig vordergründig, aber wer hätte das den „Insulanern“ je nachgetragen, die jahrelang weit vordergründiger – nur eben den Osten – angriffen. Zugegeben auch: die einleitende Attacke Münchs gegen die berühmte gewordene Freiheitsglocken-Aktion der Berliner Verleger ist zwar gut – aber sehr hart.

Doch sonst? Wer die Novembersendung von „Hallo Nachbarn!“ gesehen hat, dem werden die Beiträge für den Dezember eher zahm vorkommen. Freilich wird da satirisch einiges bloßgestellt: der Flirt der SPD mit der CDU, die schablonenhaften Phrasen der Springer-Presse, die Vernebelungstaktik der Regierung zur (nicht vorhandenen) Preispolitik, die in den Bundestag drängende Lobby und manches andere.

Nur in diesen Bloßstellungen kann der Grund für die Absetzung liegen. Laut „Spiegel“ erklärte der Vize-Intendant Hammerstein für unsendbar: die Angriffe gegen die Freiheitsglocken-Aktion und die Springer-Presse, darüber hinaus eine mit Versen unterlegte Pantomime, in der aus dem Fall des Grafen Huyn die Aufforderung zum Bruch des Beamtengeheimnisses gefolgert wird. Die aus einer 1964er Aufzeichnung herausge-

schnittenen – textlich hervorragend gestalteten – Betrachtungen eines Feldwebels zur „inneren Führung“ und zur „psychologischen Verteidigung“, das fein ziselierte Märchen von „Des Kanzlers neuen Wundern“ – an Andersens „Des Kaisers neue Kleider“ angelehnt –, in dem die „formierte Gesellschaft“ als ein „zauberhaftes spinnwebartiges Durcheinander, wie glühender Sauerkohl“ angesehen wird, mindestens all diese Beiträge und die hübsch pointierten Songs von Renée Franke beweisen, daß das Argument, 50 v.H. seien milderer Qualität, nur vorgeschützt ist. Die Intendanten-Helden Schröder und Hammerstein sind müde geworden, müde der ständigen Anrufe und Schmähbriefe von getroffenen Interessenten. Und weil diese Verbands-, Vereins- und Parteifunktionäre nun einmal nach dem satirisch verbrämten Vorwurf nicht in sich gehen, sondern ihn übelnehmen und unter Ausnutzung aller Beziehungen die Verantwortlichen bedrängen, darum fehlt es bei uns so häufig an Zivilcourage, darum funktioniert auch unsere Demokratie nicht wie sie sollte.

Immerhin: „Hallo Nachbarn!“ ist nicht ganz tot. Metronome hat die Sendung – wenigstens für dieses Mal – noch der Öffentlichkeit zugeführt. Und ich meine jeder, dem es um die Freiheit des Wortes geht, sollte die LP kaufen und vorspielen, damit das Bedürfnis nach Kritik wachgehalten werde. ---

Meggs

Neue Bücher

Ernst Niekisch gehört zu jenen unbequemen Denkern, die ihre Auffassung von Demokratie ohne Rücksicht auf dadurch entstehende Nachteile vertreten. 1918 war er als Sozialdemokrat bereits Vorsitzender des Zentralrates der Arbeiter- und Soldatenräte Bayerns und wurde von 1919-21 wegen Beihilfe zum „Hochverrat“ zu Festungshaft verurteilt. Seit 1926 gab er die Zeitschrift „Der Widerstand“ heraus, die ihn vor allem bekannt machte. 1937 verhaftet, verurteilten ihn die Nazis zu lebenslänglichem Zuchthaus. Schwere Lähmungserscheinungen und fast völlige Blindheit waren die Folgen jener Jahre. Um so befremdender erscheint der Tatbestand, daß die Westberliner Behörden diesem Mann Wiedergutmachungsansprüche verweigerten, weil er einige Jahre als Professor an der Ostberliner Humboldtuniversität wirkte.

Die kurz nach Kriegsende erschienenen Bücher und Broschüren von Ernst Niekisch waren sofort vergriffen. Deshalb ist die Veröffentlichung seiner „Politischen Schriften“, einer repräsentativen Auswahl, zu begrüßen. Die Studie „Grundlinien europäischer Politik“ schlummerte bislang in der Schublade. Sie entstand 1935 und konnte nur heimlich verbreitet werden. Es handelt sich um einen detaillierten Geschichtsabriß von der Reformation bis Bismarck, in dem Niekisch die inneren Antriebskräfte der Geschichte aufdeckt. „Hitler ein deutsches Verhängnis“ gehört zu den scharfsinnigsten Studien über Schicklgruber. Niekisch schrieb sie 1931, um vor allem konservative, protestantische Kräfte in Preußen gegen den Faschismus zu mobilisieren. Deshalb betonte er auch den „römischen Stil“ und warnte vor der Auslieferung an das „romanische Schicksal“. In der drohenden Machtergreifung des Putschisten Hitlers sah er den endgültigen Untergang des deutschen Reiches. Die 1945 geschriebene „Deutsche Daseinsverfehlung“ erscheint zum erstenmal ungekürzt. Auch hier gelingt ihm aus einer realistischen Analyse der Vergangenheit die zukünftige Entwicklung vorwegzunehmen, wenn er von jenen Kräften spricht, die mittels eines dritten Weltkrieges „das deutsche Wunder garkochen“ möchten. Die Aufsätze „Nihilismus“, „Politik“ sind hervorragende geschichtsphilosophische Abrisse, in denen die Begriffe nicht nur ihrer Herkunft nach, sondern auch in ihren praktischen Auslegungen untersucht werden. Mit dem „Clerk“ schließlich rückt Niekisch dem Typ des heutigen Lohnarbeiters zu Leibe. Die Sachlichkeit der früheren Arbeiten wird hier leider zugunsten einer überspitzten Polemik aufgegeben. Die durch die Technisierung gegangenen Massen sind für ihn „dressierte Wesen, die auf jeden Pfiff reagieren“. Der Clerk, abgesunkener Bürger, aufgestiegener Proletarier, ist der moderne Arbeitnehmer, dem die soziale Ungleichheit verborgen bleibt. Obwohl diese schonungslose Kritik manchen kulturpessimistischen Zug aufweist, nicht zufällig wird Spengler zitiert, fordert sie zur Überprüfung liebgegener Vorstellungen heraus.

In die nüchterne Welt der Stahlwerke führt der Roman Roger Chateaneus „Die Hochöfen“. Zwei Schicksale, stellvertretend für zehntausend andere, hat sich der Autor ausgesucht, und abwechselnd schildert er einzelne Etappen ihres Lebens. Es ist die Geschichte vom Vater und Sohn. Der Arbeiter David, ein Mann osteuropäischer Herkunft, heiratet im

Süden Frankreichs eine Bauerntochter. Aber diese Ehe führt zu einer Entfremdung zwischen der Frau und ihrer Umgebung, die den Fremden nicht als Armen unter Armen anerkennen will. So kommen beide in das Industrieviertel in den Norden. David arbeitet am Hochofen; Bevor Laurent, der einzige Sohn, groß ist, verunglückt der Vater tödlich, er stürzt in die glühende Stahlmasse. Dieses schreckliche Erlebnis prägt das Leben der Hinterbliebenen. Laurent arbeitet sich in zähem Studium empor. Aber im Verhältnis zu seiner Freundin erweisen sich Schranken der Anschauung als Hindernis. Obwohl sich beide gut verstehen und das Mädchen aus begüterter Familie keinen Dunkel zeigt, kommt es zu einer Krise. Ob sich beide wiederfinden, bleibt am Schluß offen. Dieser Konflikt liegt in der Auffassung Laurents, der – immer auf der Seite der Unterdrückten – empört ist über die ungerechte Behandlung von Algeriern. Doch das Mädchen zeigt für diese

Einstellung kein Verständnis. Im Roman ist von drohenden Unruhen die Rede, nachdem ein Stahlwerker von rechtsradikalen Schlägern ermordet worden ist. Die ewigen Antipathien jener Kreise gegen Gewerkschafter und Intellektuelle haben zu dieser „raschen, blutigen Tat“ geführt.

Der Roman Chateaneus ist aber nicht nur wegen seines Inhaltes bemerkenswert, obwohl die Folgen des erwähnten Unglücks den dramatischen und makabren Höhepunkt bilden: Solange der Leichnam des Verunglückten nicht geborgen wird, drohen Schwierigkeiten von seiten des Staatsanwaltes, des Pfarrers, der nicht den in solchen Fällen üblichen Stahlblock beerdigen will, und schließlich auch von seiten der Arbeiter. Dem Autor gelingen über die präzise Schilderung der Arbeitswelt hinaus poetische Passagen. Er entdeckt die große Rätselhaftigkeit auch im Leben jener Kumpel, die nie den penetranten Schwefelgeruch aus den

Kleidern verlieren und sich am Rande der feuerspeienden Hölle gegen die Trostlosigkeit ihres Daseins zu behaupten versuchen. Bemerkenswert ist vor allem, daß Chateaneus sich kaum einem erzählerischen Realismus verschreibt, weil es ihm nicht um grobkörnige Ereignisse geht, vielmehr um Gefühle, Hoffnungen und Ängste. Der Roman des Franzosen überragt alle Versuche deutscher Autoren, den Arbeiterroman zu erneuern.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:

Ernst Niekisch „Politische Schriften“, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Roger Chateaneus „Die Hochöfen“, Roman, Stahlberg-Verlag, Karlsruhe

Ausfällige Gedanken

Von Wolfgang Beutin

BEDENKLICH. – Er war ein Ausrufezeichen. Er wußte nur noch nicht, hinter welchem Satz.

EINIGES. – Alles, was gesagt werden muß, ist schon gesagt worden. Nichts von dem, was gesagt werden muß, ist schon gesagt worden. Zwischen diesen Empfindungen schwankend, bequeme er sich dazu, einiges zu sagen.

AUS DER PRAXIS DER LITERATURKRITIK. – Eine Hand wäscht die andere, anstatt: ein Kopf den anderen.

PARTEI. – Kurz vor 1945 hatte ein Pole ein Handtuch „gestohlen“ und wurde zum Tode verurteilt. Nach 1945 nahmen in Westdeutschland Partei: einige Unbelehrbare für den Richter; Belehrt, Denkende für das Opfer; Tageszeitungen für das Handtuch.

Wer ist ein Zersetzer? – Der Arzt, der, wenn die Pest ausbricht, einen Plan zur Eindämmung der Epidemie entwirft – sagen die Bazillen.

DESWEGEN JA. – A: Zeig mir das Buch. Wann ist es gedruckt? B: Zwischen 1933 und 1945 in Deutschland. A: Schande! B: Aber es handelt von nebensächlichen Dingen. A: Deswegen ja.

Links – ist das für einige immer noch gleichbedeutend mit Zersetzung, Zersetzer, zersetzend? Was um alles in der Welt kann denn dann noch rechts sein? 50 Millionen Tote allein im Weltkrieg 2, der von der deutschen Rechten angezettelt wurde – diese 50 Millionen sind wohl nicht zersetzt, leben ihr Leben in Glück und Frieden?

VORZUG. – Im Fernsehen wurde September 1965 berichtet, daß rumänische Behörden Anstalten getroffen haben, um möglichst vielen Menschen ein möglichst langes Leben zu garantieren. Frau Dr. Aslan, Forscherin und Ärztin, verhilft

mittels einer Droge manchen zu einem Alter von 100 und mehr Jahren. Hierzu äußerten sich deutsche Mediziner. Frage eines Reporters: ob auch in der Bundesrepublik etwas unternommen würde, um das Leben der Menschen zu verlängern. Antwort eines Professors: Nein. Begründung (mit Stolz in der Stimme): Wir haben eine Demokratie!

Anstrengen müßtest du dich, damit dein Buch aktuell wird, zeitgemäß, heute? – Mann! Wenn du in deiner Zeit lebst, über sie nachdenkend, in ihr handelnd, so wird es alle Qual und alles Glück dieser Zeit ausdrücken... falls du dich ausdrücken kannst.

Sinnlos wäre alle Existenz? Keiner vermöchte seinem Leben einen Sinn zu setzen? – Fast könnte man versucht sein, es zu glauben: hätte nicht die Existenz dessen, der es uns glauben machen will, darin, daß er's uns glauben machen will, ihren Sinn...

Richtig: Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. Aber eigentlich doch Tisch und Wände nicht in erster Linie?

Jedesmal, wenn er eine bestimmte Arbeit nicht zustande zu bringen vermochte, tröstete ihn doch der Gedanke sehr, daß er viele Menschen kannte, von denen sie erst recht nicht hätte zustande gebracht werden können.

PROBLEMATIK. – A: Krieg abschaffen, Terror beseitigen, Armut ausröten – sind das nicht zu primitive Ziele, als daß ein Komplizierter dafür agitieren dürfte? B: Ja – wenn der Komplizierte nur sichergehen könnte, daß Sterben vor Hunger und an Krankheit, unterm Beil und durch die Bombe als Todesarten so primitiv nicht sind...

Friedliche Absichten – nichts anderes hatte er gehegt. Aber was sollte er beginnen, als man ihm ausgerechnet die-

NIEMAND



ANN
ALLES WISSEN,
ABER JEDER
SOLLTE WISSEN,
WO ER
NACHSCHLAGEN
KANN:
IM LEXIKON
DER
BÜCHERGILDE

jenige Theorie begeistert rühmte, an deren Widerlegung er arbeitete? Da wurde er von seinen Argumenten ins Feld geführt.

Von der Bestie im Menschen spricht man, wo vom Menschen im Menschen gesprochen werden sollte.

RICHTUNG. – A: Ist uns nicht allen gemeinsam, daß wir uns von unsern Emotionen steuern lassen? B: So wäre in jedem Einzelfall noch zu fragen: wohin?

Auf dem hohen Roß sitzen mit Vorliebe: Rösser.

Vor fünfzig Jahren: 1. Mai 1916

Seit seiner Proklamierung 1889 war der 1. Mai nicht nur der Tag, an dem die Arbeiterbewegung für ihre Menschenrechte, gegen die Ausbeutung des Menschen durch andere Menschen eintrat, sondern auch ein Tag, an dem sie ihre Stimme für den Frieden und gegen den Krieg erhob und ihre Solidarität mit den arbeitenden Menschen aller Länder der Erde bekundete.

Es war nicht immer so leicht wie heute, wo wir unsere Forderungen und unseren Friedenswillen in Freiheit öffentlich bekunden können. In jahrzehntelangem Kampf wurde der 1. Mai fast in der ganzen Welt auch rechtlich zum Feiertag erhoben. Aussperrungen, Verlust der Ar-

beitsstätte, Gefängnis und Todesopfer sind auf diesem Weg eingezeichnet.

Am 1. Mai 1916, mitten im 1. Weltkrieg, stand ein Mensch auf, der öffentlich gegen den Krieg auftrat und die Arbeiter an ihre internationale Solidarität erinnerte: Karl Liebknecht.

Er war der Sohn von Wilhelm Liebknecht, über dessen Leben wir in der vorigen Ausgabe berichteten. Von ihm hatte er die leidenschaftliche und radikale Hingabe für die deutsche Arbeiterbewegung und die friedliche Verständigung der Völker geerbt. Von frühester Jugend an hat er seine Stimme erhoben gegen die deutschen und internationalen Rüstungen, die zum Krieg führen mußten. Ihm

war klar, daß der 1. Weltkrieg, der von den Unterdrückern der Arbeiterbewegung und Kriegstreibern mit dem Überfall auf die neutralen Länder Belgien und Luxemburg begonnen wurde, nur um imperiale Ziele geführt wurde, mochte es kosten, was es wolle.

Von 1912 bis 1918 war er Mitglied des Deutschen Reichstags, wo er in vielen Reden für die Rechte der arbeitenden Jugend eintrat, der seine ganze Liebe gehörte.

Ende 1914 stimmte er gegen die Kriegskredite. Beim fünften Kriegsbudget, das am 20. Dezember 1915 zur Abstimmung gelangte, stimmten 20 Abgeordnete der Sozialdemokratie mit ihm gegen die Kriegs-

kredite, über 20 enthielten sich der Stimme. Längst war im Gefolge des Krieges der Hunger in Deutschland eingekehrt, fast in jedem Haus beklagte man die Toten, längst war das Volk kriegsmüde, längst verlangte es insgeheim nach Frieden.

Zum 1. Mai 1916 verfaßte Karl Liebknecht ein Flugblatt mit folgendem Inhalt:

„Arbeiter, Parteigenossen und ihr Frauen des Volkes!

Laßt diesen zweiten Maifeiertag des Weltkrieges nicht vorübergehen, ohne ihn zur Kundgebung des internationalen Sozialismus, zum Protest gegen die imperialistische Metzerei zu gestalten. Am 1. Mai reichen wir über alle Grenzsperrungen und Schlachtfelder hinweg die Bruderhand dem Volke in Frankreich, in Belgien, in Rußland, in England, in Serbien, in der ganzen Welt!

Am 1. Mai rufen wir vieltausendstimmig:

Fort mit den ruchlosen Verbrechern des Völkermordes!

Nieder mit seinen verantwortlichen Machern, Hetzern und Nutznießern!

Unsere Feinde sind nicht das französische, russische Volk, sondern das sind deutsche Junker, deutsche Kapitalisten und ihr geschäftsführender Ausschuß: die deutsche Regierung!

Auf zum Kampf gegen diese Todfeinde jeglicher Freiheit, zum Kampfe um alles, was das Wohl und die Zukunft der Arbeitersache, der Menschheit und der Kultur bedeutet!

Schluß mit dem Krieg!

Wir wollen Frieden!

Hoch der Sozialismus!

Hoch die Arbeiter-Internationale!

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Etwa 10000 Arbeiter Berlins folgten diesem Aufruf und versammelten sich am frühen Morgen auf dem Potsdamer Platz. Nur zwei Sätze konnte Karl Liebknecht ihnen zurufen:

„Nieder mit dem Krieg!

Nieder mit der Regierung!“

Dann rissen ihn die Polizisten vom Rednerpult.

Am 28. Juni wurde Liebknecht trotz seiner Immunität als Reichstagsabgeordneter zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Aber am selben Tage begann der erste politische Streik während des Krieges, denn allein in Berlin legten über 50000 Arbeiter aus Protest gegen das Urteil die Arbeit nieder.

Evelyn Anderson schreibt in ihrem Buch „Hammer oder Amboß“: „Die Mehrheit der streikenden Arbeiter streikten nicht, weil sie sich mit Liebknechts revolutionärem Programm identifizierten, von dem die meisten ohnehin kaum etwas wußten; sie streikten, weil Liebknecht das Symbol ihres Kriegshasses geworden war, ihres Hasses gegen die kaiserliche Regierung, die sie in steigendem Maße für die nicht endenwollende Schlächterei und das Massenelend verantwortlich machten.“

Viele Streiks während des Krieges folgten diesem ersten Streik. Sie führten mit dem Zusammenbruch der Fronten zur Auflösung des Kaiserreiches. Karl Liebknecht wurde 1918 aus der Haft befreit, aber ihm war nicht mehr viel Zeit gegeben. Im Januar 1919 wurden er und seine Kampfgefährtin Rosa Luxemburg von rechtsradikalen Offizieren ermordet. Sie waren die ersten Opfer des politischen Mordes in Deutschland, der sich durch die Weimarer Republik fortsetzte und schließlich in den politischen Massenmord der Nazis einmündete.

In der Geschichte des 1. Mai hat Karl Liebknecht einen Ehrenplatz.

Hans Dohrenbusch



Zwölf Monate täten's auch...

Überlegungen und Gespräche eines Zivilisten um die Verkürzung der Dienstzeit unserer Soldaten / Von Gottfried Schäfers

Manchmal schlagen wir unsere Zeit mit diskutieren tot", erzählt mir ein Gefreiter, der im Stab des I. Korps in Münster seine Wehrpflicht ableistet, „da sind außer mir ein Hauptfeldwebel, ein Hauptmann, manchmal auch ein Major und andere dran beteiligt. Heute kam Hauptmann L. mit einem Problem. In dem Fleischergeschäft M. wollte er ein Viertelpfund einer bestimmten Leberwurstsorte kaufen, aber die hatten nur noch ein Wurstende, welches 200 Gramm wog. Die Verkäuferin sagte, sie könne ihm nur die 200 Gramm geben, denn wenn sie davon 125 Gramm abschneiden würde, bliebe so eine kleine Ecke übrig, die sich nicht mehr verkaufen ließe. Hauptmann L. aber bestand darauf, er wolle ein Viertelpfund haben und nicht 200 Gramm. Schließlich verließ Hauptmann L. das Geschäft ohne Leberwurst. Bei uns im Büro ging eine Diskussion los. Der Streit wogte hin und her. Er hätte doch die 200 Gramm nehmen sollen, meinten einige. Hauptmann L. aber ließ sich nicht von seinem Viertelpfund abbringen. Zu guter Letzt hat er noch angerufen, sich beim Geschäftsführer der Firma beschwert und recht bekommen. – Ja, wieder einmal war ein Nachmittag kaputt.“

Die Kneipe heißt: „Zur guten Quelle“. Das Bier dort schmeckt ausgezeichnet. In einem Hinterzimmer, das sonst die gute Stube der Wirtsleute abgibt, habe ich mich mit einigen Soldaten zusammengesetzt, um über das Für und Wider einer Verkürzung der Wehrpflicht auf 12 Monate zu sprechen.

Bundeswehr ein Super-Gammelhaufen?

Nach dem ersten „Prost!“ zitiere ich eine Stellungnahme aus der Umfrage einer Jugendzeitschrift, die vor der Verlängerung der Wehrpflicht auf 18 Monate veranstaltet wurde. Damals, Anfang 1962, schrieb ein junger Mann aus Duisburg: „Die Truppe, bei der ich von April 1959 bis März 1960 Dienst leistete, war eine technische Einheit und vollmotorisiert. Ich übertreibe nicht, wenn ich jetzt sage, daß wir wochenlang Hallen ausfegten, gelagert ein Auto putzten und stundenlang einen Reifen wechselten. Ich könnte noch etliche Argumente des Nichtstuns und Herumlungerns nennen und dabei Bestätigungen auch von Kameraden anderer Einheiten liefern. Nicht ohne Grund hieß oft das Wort vom ‚Gammelhaufen‘. Bei einer Wehrdienstzeit von 18 Monaten werden wir bald vom ‚Super-Gammelhaufen‘ sprechen können.“

Meine hieran anknüpfende Frage lautet, ob sich diese Voraussage bewahrheitet hat, ob die Bundeswehr heute tatsächlich ein „Super-Gammelhaufen“ ist oder wie der Dienst sonst ist.

Wolfgang R., Gefreiter, 21 Jahre, antwortet als erster:

„Bei uns im Stab herrscht Saisonarbeit. Anfang des Monats ist wohl einiges zu tun. Wenn es hoch kommt, sind es acht Tage an denen wir wichtig arbeiten. Und dann ist Ruhe. Der Hauptfeldwebel sagt war so schön, er könne mir Arbeit genug geben, aber das läuft dann mehr oder weniger auf Beschäftigungstherapie hinaus.“

Sie meinen also, daß Sie zu 75 v. H. Ihrer Zeit nutzlos herumsitzen?“ frage ich.

„Ja!“ antwortet der Gefreite Wolfgang R. „Was tun Sie an Tagen, an denen Sie nichts tun?“ möchte ich wissen.

„Pünktlich aufstehen wie immer um ¼ vor 6 Uhr. Man könnte zwar versuchen, länger liegen zu bleiben, aber das ist mit Nervenzitern verbunden, weil man erwischt werden kann. Anschließend: Waschen, Anziehen, Frühstück. Um 7 Uhr etwa muß man fertig sein. Dann trabe ich herauf zum Kommando. Um ¼ vor 8 Uhr bin ich da. Es beginnt das Übliche: Schreibtisch auspacken, Aktenschränke öffnen, ab und zu mal Bleistift ansitzen. Arbeit vom Vortage ist nicht liegengelassen. Man unterhält sich über den Film, den irgendeiner am letzten Abend gesehen hat. Um 9 Uhr kommt die Post. Zur Erledigung brauche ich etwa eine Dreiviertelstunde, manchmal auch eine ganze Stunde. Jetzt ist es 10 Uhr. Was man dann im einzelnen macht, weiß ich gar nicht. Aber irgendwie sehe ich zu, über die Runden zu kommen. Man läuft mal hier und mal da hin, geht zum Geschäftszimmer, um zu gucken, was die da so treiben...“

„Ist diese Langeweile überhaupt auszuhalten?“ unterbreche ich.

„Och, man hat sich dran gewöhnt. Es ist so wie bei jeder Behörde. Zwischendurch geht einer einkaufen, der andere holt Kaffee.“

„Wenn ich mal hier etwas sagen kann“, wirft Stabsunteroffizier Klaus G., 22 Jahre, ein, „es kommt doch wohl in jedem normalen Betrieb vor, daß man sich unterhält. Wenn wir das verbieten würden, wäre die Sache doch wohl sehr stur. Daß man sich unterhält, ist doch eigentlich ganz gut. Oder diese Diskussion um die Leberwurst, das geht doch alle an, und man kann sich doch anhören, was der einzelne dazu sagt.“

„Gegen eine Diskussion an sich habe ich nichts“, entgegnet der Gefreite Wolfgang R., „aber wir tun es ja nur, um die Zeit totzuschlagen.“

„Wie ist es bei den anderen?“ Diese Frage beantwortet Bernhard K., Gefreiter, Reserveunteroffizier-Anwärter, 21 Jahre: „Ich bin von Beruf Speditionskaufmann. Hier bei der Bundeswehr übe ich eine Tätigkeit aus, wie ich sie früher in den ersten sechs Wochen meiner Lehre gemacht habe. Das stellt mich natürlich nicht zufrieden. Wenn wir hier bei der Bundeswehr an einem Tag mal keine Lust haben, dann tun wir eben nichts. Am nächsten Tag müssen wir dann etwas mehr arbeiten. Meistens ist es jedoch so, daß wir die anfallende Arbeit auf den ganzen Tag verteilen, damit wir immer etwas zu tun haben. Wir könnten mit der Arbeit auch in einer Stunde fertig werden, aber dann säßen wir den Rest des Tages herum.“

Stabsunteroffizier Klaus G. verteidigt die Bundeswehr, indem er den Wehrpflichtigen vorwirft, sie hätten nicht die richtige Einstellung zu ihrem Dienst. Er gibt zu, daß beim Stab zuviel Soldaten sind, begründet es aber mit dem Ernstfall, wo soundso viele Fahrzeuge zubewegen sind. Im technischen Bereich der Bundeswehr sähe es sowieso anders aus.

Wir hören uns an, was Alfred W., Gefreiter, 21 Jahre, der in der Werkstatt arbeitet, zu berichten weiß:

„Meine Aufgabe in der Werkstatt besteht lediglich darin, Werkzeug auszugeben. Alle fünf Minuten oder alle Viertelstunde kommt jemand und verlangt einen Schraubenzieher, einen Schlüssel oder eine Ölkanne. Dies ist allerdings mit so wenig Arbeit verbunden, daß man bequem nebenbei arbeiten könnte.“ Alfred W. ist jedoch kein Einzelfall. Er erzählt vom Lageristen, der den Kopf auf den Tisch legt, oder vom „Schreiberling“, der zwischendurch Kreuzworträtsel löst.

Warum nicht nach Hause schicken?

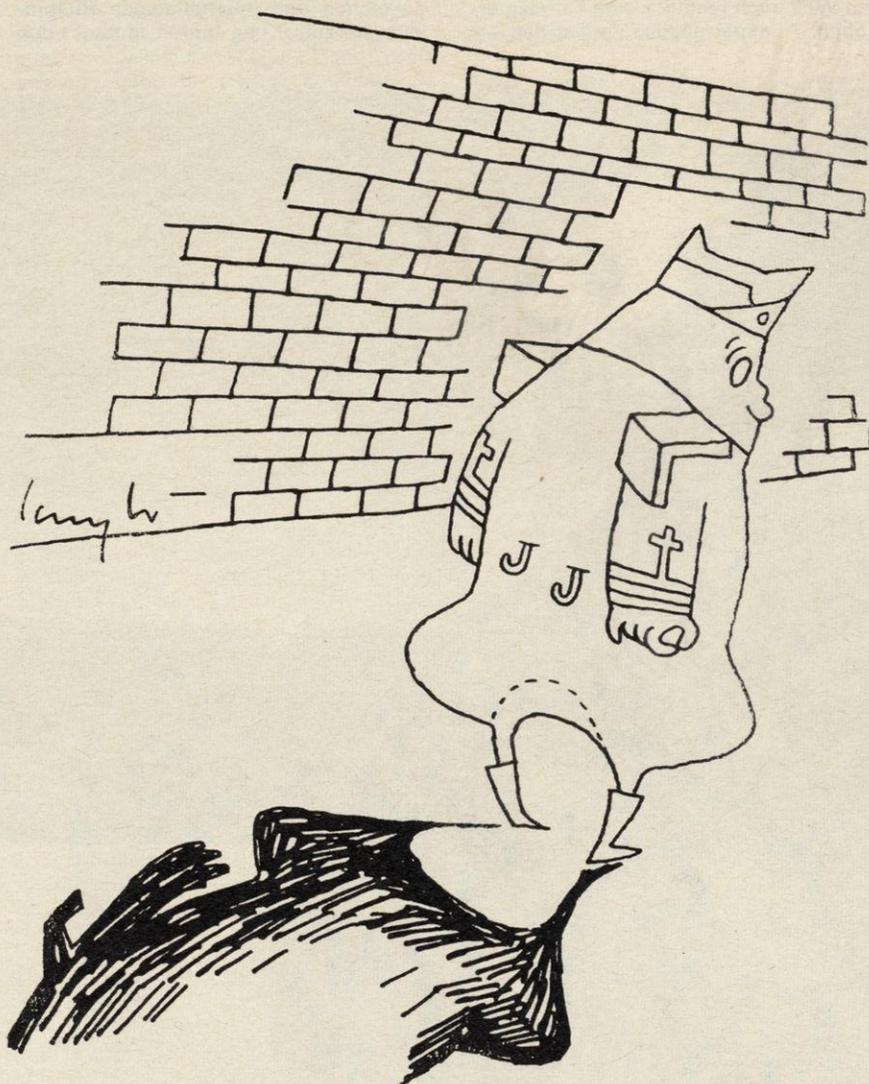
Aus dem Leitartikel „Das offene Geheimnis“ von Adalbert Weinstein, dem Militär-Experten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, der der Bundeswehr wohlwollend gegenübersteht, lese ich folgenden Absatz vor:

„... Weiter wäre die Frage der Dienstzeit neu zu durchdenken. Als wir die Wehrpflicht auf 18 Monate erhöhten, taten wir

es einfach nicht. Außerdem kommt es uns nicht darauf an, einzelne gute Soldaten zu haben, sondern das Ausbildungsniveau muß allgemein hoch liegen.“

„Sie würden also nicht zustimmen, daß 12 Monate für die Ausbildung genügen“, will ich wissen.

„Die 18 Monate sollen ja nicht nur für die soldatische Ausbildung sein“, springt ihm Stabsunteroffizier Klaus G. bei, und er berichtet, was den Leuten alles bei-



das unter dem politischen Druck, der auf Europa lastete. Die Berliner Krise befand sich auf dem Höhepunkt. Die Dienstzeit wurde aber auch auf Wunsch der führenden deutschen Soldaten erhöht. Man versprach sich eine gediegenere Ausbildung. Die Hoffnung, daß die Kompanien besser würden, ist nicht erfüllt worden. Fachleute halten die Zeit von einem Jahr zur Formung einer Truppe für ausreichend. Die letzten sechs Monate werden ‚vergammelt‘. Es wäre zu prüfen, womit mehr psychologischer Schaden angerichtet wird: mit einer Straffung der Dienstzeit oder mit dem Verbleiben bei 18 Monaten. Die Wehrpflichtigen leiden darunter, daß sie ein halbes Jahr militärisch wenig sinnvoll verbringen müssen.“

Fähnrich Sch., 24 Jahre, ist stellvertretender Zugführer in einer Ausbildungskompanie. Er meint:

„Das Gammeln bei uns kommt meistens daher, weil bestimmte Sachen immer wiederholt werden müssen. Manche kapieren

gebracht werden müsse: Zähneputzen, nicht mit schmutzigen Füßen ins Bett gehen, in einer Gemeinschaft zu leben. Meine Frage, ob sich denn die Bundeswehr als „Schule der Nation“ betrachte, wird jedoch allgemein verneint. Ich weise darauf hin, daß die Achtzehn- oder Zwanzigjährigen keine Kinder mehr sind. Es sei doch seltsam, wenn unsere Jugend, die sonst einen sauberen und ordentlichen Eindruck macht, bei der Bundeswehr besonders schmutzig sein soll. „Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß es so viele Dumme gibt in Deutschland, wie Sie uns weismachen wollen. Ich glaube vielmehr, daß die Wehrpflichtigen zum Teil nicht richtig eingesetzt werden.“

„Wir erleben die tollsten Dinge. Bei uns im Stab ist doch so einer, der kann nicht einmal ein einfaches Tagebuch führen“, erwidert ein Unteroffizier.

„Was ist der Mann denn von Beruf?“ möchte ich wissen.

„Schlosser.“
„Also! Der Wehrpflichtige sitzt auf der falschen Stelle. Was meinen Sie: Wenn alle Wehrpflichtigen entsprechend ihrer Vorbildung und Intelligenz eingesetzt würden...“

„Dann“, unterbricht mich der Gefreite Alfred W., „dann käme man mit 12 Monaten Dienstzeit aus.“

„Aber die Einstellung der Leute“, wirft Stabsunteroffizier Klaus G. ein, „die kom-

der Mitverantwortung des Soldaten und der Partnerschaft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen halten diese nichts, dagegen glauben sie an den Kommißgeist von gestern. Wolf Graf Baudissin, dessen Name untrennbar mit dem Begriff des „Staatsbürgers in Uniform“ verbunden ist, wurde kürzlich für das Erste Fernsehen interviewt. Der General resigniert nicht, doch ist er „nicht mehr so sicher wie 1956, daß die Reform sich durchset-

Notwendigkeit der Bundeswehr ein“, fahre ich fort, „auch wenn viele sie für ein notwendiges Übel halten. Unser Staat verliert jedoch zwangsläufig in ihren Augen an Glaubwürdigkeit, wenn er einerseits die Rekruten für 18 Monate zur Bundeswehr holt, sie aber andererseits sechs Monate davon herumgammeln läßt.“

Die Herabsetzung der Dienstzeit würde nicht nur dem einzelnen jungen Mann finanziellen Vorteil bringen, sondern der gesamten Volkswirtschaft zugute kommen. In der Bundesrepublik Deutschland herrscht schon seit längerem ein großer Mangel an Arbeitskräften. Wenn man die Wehrpflichtigen schon nach 12 Monaten in ihre Betriebe zurückgehen ließe, dann wäre doch beiden geholfen. Meine entsprechende Frage wird von allen bejaht. Es folgt jedoch der Einwand, daß das eine Schwächung der Bundeswehr bedeuten würde. Diese Frage wird zurückgestellt, weil zunächst noch ein weiterer wirtschaftlicher Gesichtspunkt zu bedenken ist: „Unsere jungen Leute gammeln mindestens sechs Monate lang bei der Bundeswehr. Wenn sie schließlich entlassen werden, haben sie sich an das süße Nichtstun gewöhnt. Es müßte einmal eine wissenschaftliche Untersuchung darüber angestellt werden, wie hoch der volkswirtschaftliche Schaden ist, der entsteht, weil sich die entlassenen Wehrpflichtigen nicht sofort in den Arbeitsprozeß einfügen können, weil sie (etwas überspitzt ausgedrückt) bei der Bundeswehr das Arbeiten verlernt haben.“

„Ich kann mir vorstellen, daß man aus alter Gewohnheit im Betrieb zunächst auch gammeln wird“, sagt einer der Gesprächsteilnehmer.

Nicht mehr die Säbelrauber

„Der politische Druck, der auf Europa lastete, als wir die Dienstzeit auf 18 Monate erhöhten, ist gewichen. Amerika, England und Frankreich glauben nicht mehr an eine unmittelbare Bedrohung der mitteleuropäischen Front. Sollten wir nicht auch deshalb die Dienstzeit wieder auf 12 Monate reduzieren?“ frage ich.

„Man kann doch nicht einmal die Dienstzeit auf 18 Monate verlängern, und wenn die Krise vorbei ist, sie wieder auf 12 Monate heruntersetzen!“ erwidert empört Stabsunteroffizier Klaus G.

„Warum nicht!“ wirft der Gefreite Wolfgang R. ein.

Es paßt nicht in das allgemein verbreitete Denkschema, wenn man davon spricht, die militärischen Anstrengungen einmal nicht zu vergrößern, sondern zu verringern. Dabei glaube ich nicht, daß die Herabsetzung der Dienstzeit auf 12 Monate die Stärke unserer Bundeswehr so sehr vermindern würde. Außerdem ließe sich ein solcher Schritt in Krisenzeiten immer wieder rückgängig machen.

„Aber wenn es ums Militär geht, ist Deutschland immer vorneweg!“ sagt der Gefreite Wolfgang R., und Reserveunteroffizier-Anwärter Bernhard K. ergänzt:

„Unsere NATO-Verpflichtungen haben wir hundertfünfzigprozentig erfüllt.“

Damit ist ein weiterer Gesichtspunkt in unserem Gespräch berührt. Es geht um den Ruf, den wir Deutschen in der Welt genießen: man wirft uns vor, besonders militäristisch zu sein. Der Gefreite Alfred W. meint:

„Man könnte die Dienstpflicht schon aus dem einfachen Grunde auf 12 Monate reduzieren, um allen Völkern zu zeigen: wir sind nicht mehr die alten Militaristen, wir wollen nicht am lautesten mit dem Säbel rasseln.“

Mit dieser Überlegung, die von Einsicht in politische Zusammenhänge zeugt, wie

sie vielen fremd ist, endet unser Gespräch. Wir trinken das Bier aus und verabschieden uns freundlich voneinander.

Am nächsten Tag besuche ich noch den Jugendoffizier im Stab des I. Korps in Münster, der eigentlich am Rundgespräch teilnehmen wollte, aber leider verhindert war. Oberleutnant Hubertus Saß holt mich persönlich von der Wache ab.

Wider das allzu einfache Denken

Das Gespräch mit Oberleutnant Saß ist sachlich. Zum Gammeln meint er:

„Wer von den Soldaten über den Gammeldienst redet, sollte zuerst sich selbst fragen: Was habe ich dazu getan, um nicht zu gammeln. Wer laut vom Gammeln spricht, ist für mich verdächtig.“

Es ist zwar allgemein üblich, jedoch wenig fair, wenn eine Misere auf den kleinsten Mann abgeladen wird.

Oberleutnant Saß nennt als weiteren Grund für das Gammeln die fehlenden 37000 Unteroffiziere und 4000 Offiziere. Meinen Einwand, daß auch das Gammeln von Führern beaufsichtigt würde und daß bei einer Herabsetzung der Dienstzeit auf 12 Monate diese Führer anders eingesetzt werden könnten, somit der Fehlbestand geringer würde, läßt er nur zum Teil gelten.

„Eine Dienstzeit von 12 Monaten würde bedeuten, daß die Soldaten ausscheiden ohne genügend Erfahrung und daß die militärische Kraft der Bundeswehr geschwächt würde.“

Auf die grundlegend geänderte politische Lage gegenüber 1962, als die Dienstzeit auf 18 Monate erhöht wurde, angesprochen, erwidert Oberleutnant Saß:

„Die Bundeswehr kann nicht auf die Dienstpflicht von 18 Monaten verzichten, da die Bedrohung aus dem Osten genauso groß ist wie früher. Den 27 NATO-Divisionen stehen 86 Divisionen im osteuropäischen Raum gegenüber. Die Divisionen des Ostens sind zwar personell und materiell schwächer als unsere, trotzdem ist uns der Osten konventionell überlegen. Für eine Verteidigung (und das ist ja unsere einzige Aufgabe!) reicht unsere Stärke jedoch aus. Wir bemühen uns im Augenblick, auf 30 Divisionen aufzustocken, damit der Gegner ein nicht zu großes Übergewicht bekommt.“

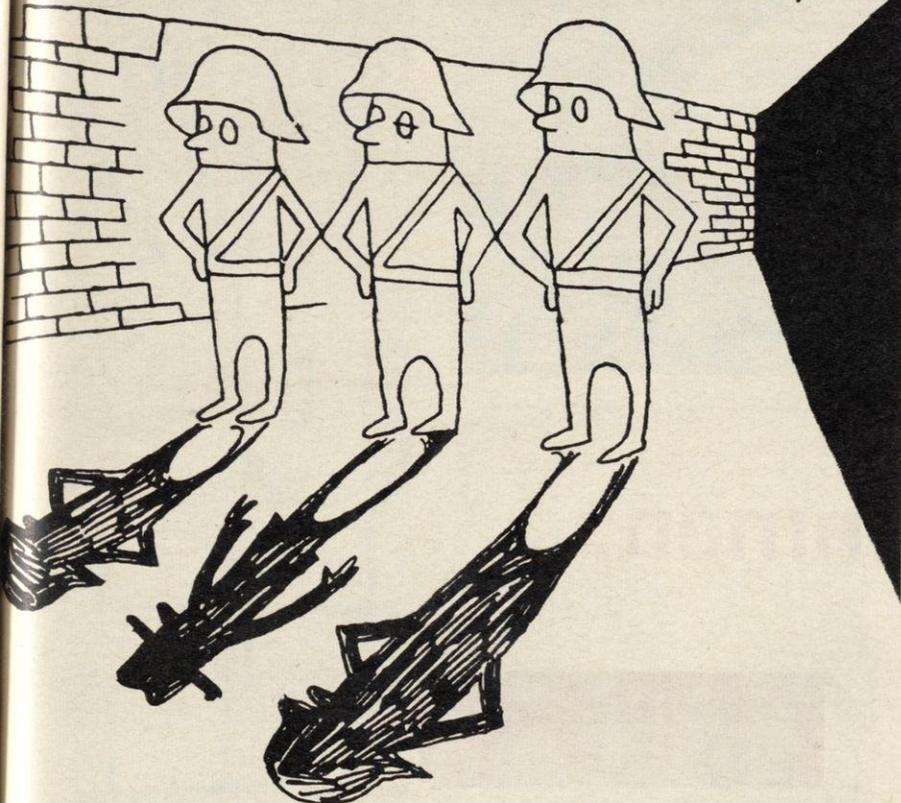
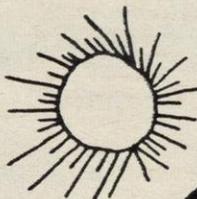
Anstelle einer Erwidrerung weise ich meinen Gesprächspartner auf einen in der Vorwoche veröffentlichten Leitartikel in der Wochenzeitung „Die Zeit“ von Theo Sommer mit dem Titel „Weltpolitik in drei Manegen“ hin, wonach die Begriffe „Ost“ und „West“ fraglich geworden sind. Aber für Oberleutnant Saß ist der Kalte Krieg geblieben. Auch von meiner Überlegung, durch die Reduzierung der Dienstzeit auf 12 Monate der Welt einen Beweis für den Friedenswillen der Bundesrepublik Deutschland zu geben, hält er nichts:

„Wir sind es ja schließlich, um die es geht. Die Verteidigungslinie des Westens lag 1949 westlich des Rheines. Anfang der fünfziger Jahre wurde sie vorverlegt an den Rhein, 1957 mit dem Aufbau der Bundeswehr an die Weser/Lech-Linie und 1963 im Zuge der Vorwärtsverteidigung an den Eisernen Vorhang.“

Oberleutnant Saß gibt mir zum Abschied noch eine Erläuterung der Aufgabe unserer Bundeswehr mit auf den Weg:

„Darin besteht die Berechtigung unserer Divisionen, indem wir glauben, daß die Politiker durch das Vorhandensein der Bundeswehr innerhalb der NATO den Krieg verhindern können.“

Es sind für einige Leute unbequeme Fragen, die aufgeworfen wurden. Aber wir sind es unserem Staat gegenüber schuldig, sie zu durchdenken.



Der ewige Zivile

men als Wehrpflichtige und sehen nur das, was sie unbedingt tun müssen.“

„Wir wollen doch einmal feststellen“, erwidert ein Gefreiter, „daß es letztlich vom Ausbilder abhängt. Wenn man aber sieht, wie der seine vier oder sechs Jahre abreißt, nur um hinterher das große Geld zu kassieren, färbt dieser Geist auf die Rekruten ab.“

„Der geforderte gute Geist müßte bei den Unteroffizieren anfangen“, ergänzt der Gefreite Alfred W.

„Wenn alle richtig mitmachen würden“, meint ein Fähnrich, „dann könnten wir es in 12 Monaten schaffen.“

Ich gebe noch einmal zu bedenken, daß es die Bundeswehr mit erwachsenen Menschen zu tun hat. Wenn man an deren Vernunft appellieren würde, bliebe der Erfolg sicher nicht aus.

Hier sind die Grundsätze der „Inneren Führung“ angesprochen, bei deren bloßen Erwähnung die Traditionalisten innerhalb der Bundeswehr böse abwinken. Von

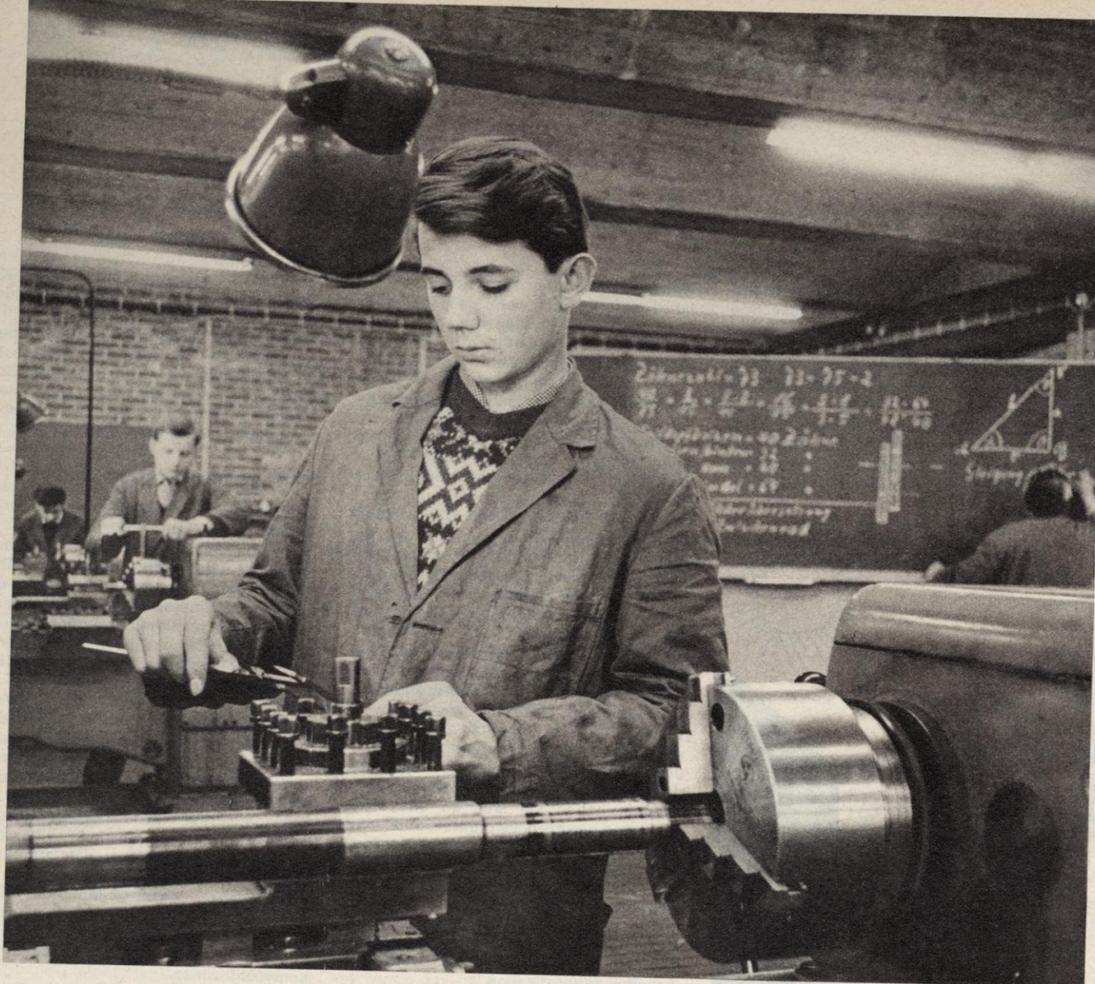
zen wird“. Heute ist es größtenteils so, daß alle Erziehung zum staatsbürgerlichen Denken, zum demokratischen Verhalten, um die sich Elternhaus, Schule, Jugendverbände und Parteien bemühen, bei den jungen Menschen durch die 18 Monate Bundeswehr zunichte gemacht wird, weil in dieser Zeit autoritäres Denken bestimmend ist.

Volkswirtschaft würde profitieren

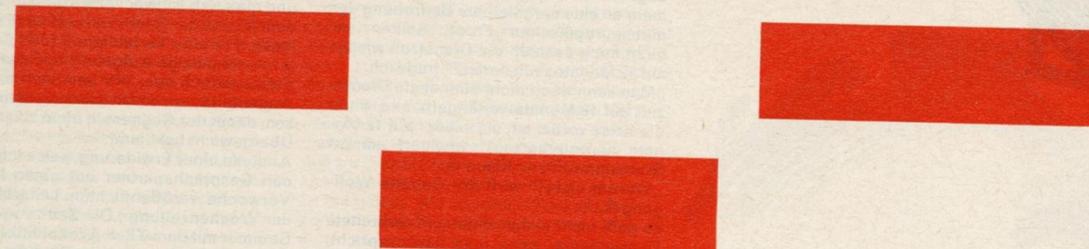
„Die Rekruten der Bundeswehr opfern jetzt 18 Monate ihres Lebens, um unserem Staat zu dienen. Hinzu kommt, daß sie während dieser Zeit eine erhebliche finanzielle Einbuße erleiden, denn sie könnten in ihrem Beruf wesentlich mehr verdienen.“

„Ich hätte fast tausend Mark, und jetzt muß ich mit lumpigen hundertfünfzig über die Runden kommen!“ ergänzt einer aus der Runde meine Überlegungen.

„Unsere jungen Leute sehen zumeist die



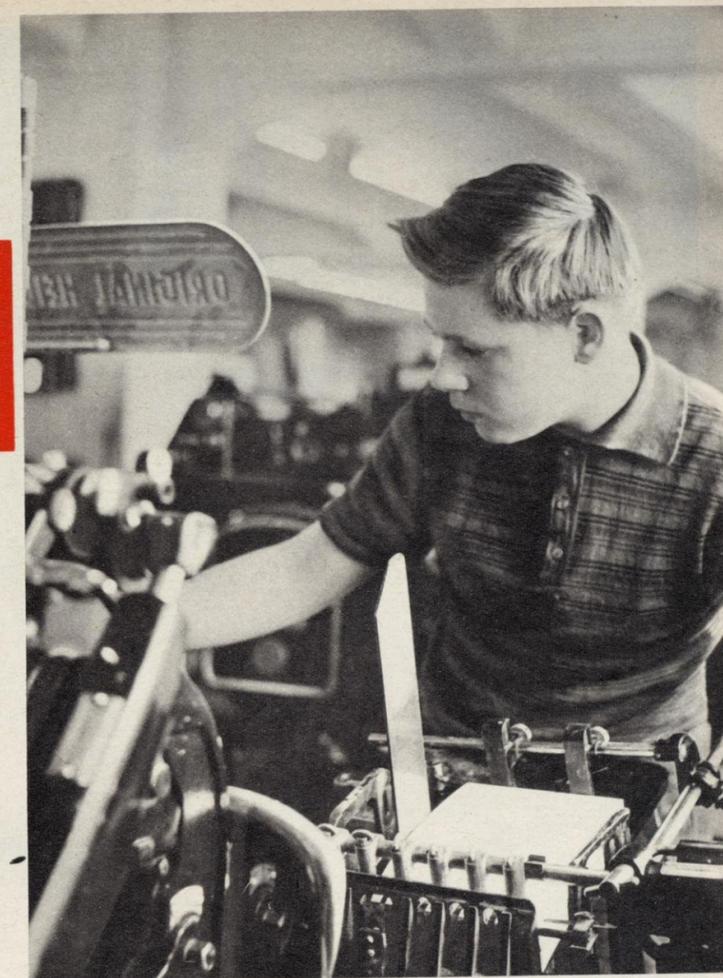
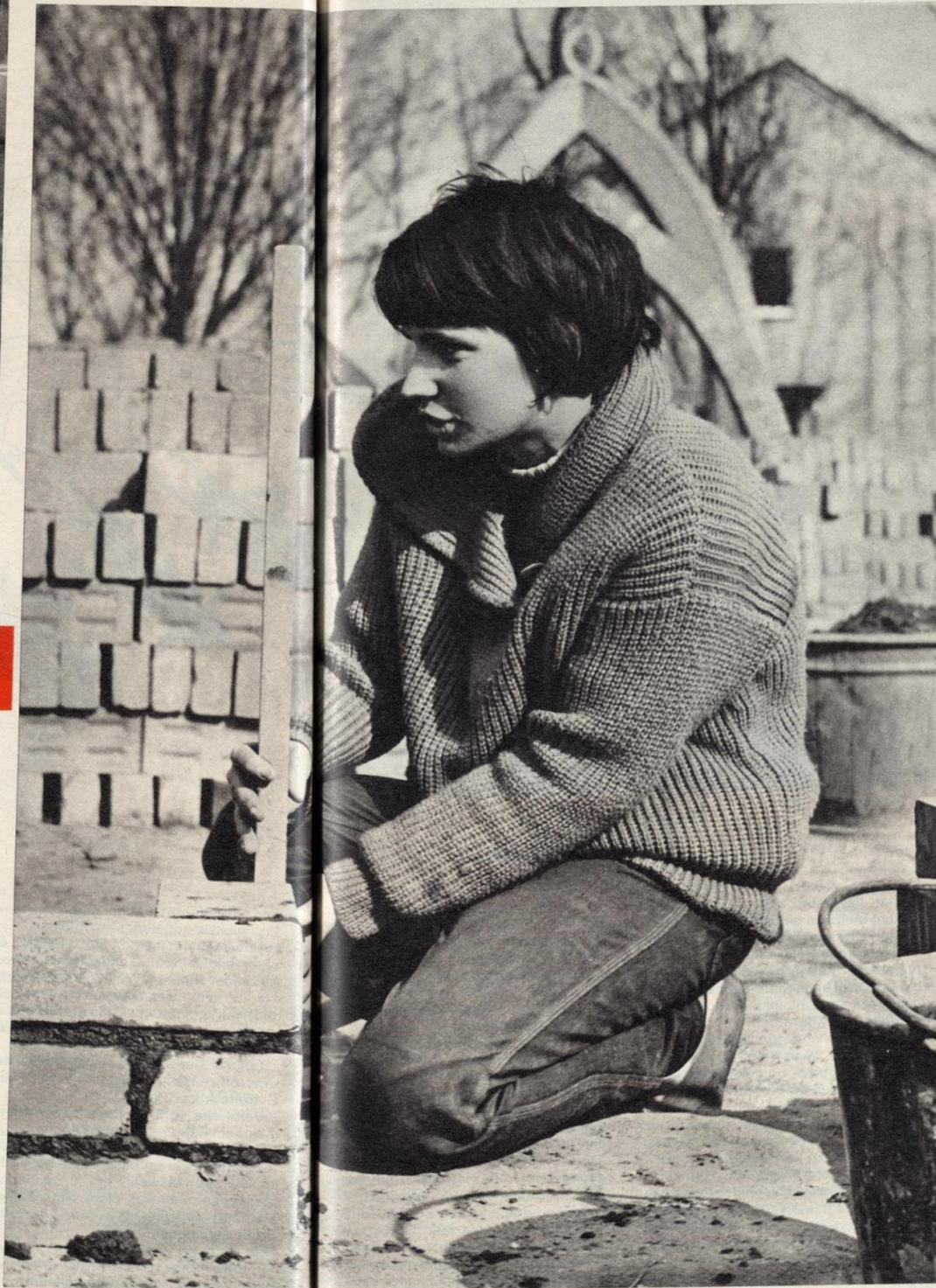
Wenn die Neuen kommen...



Ja, immer wenn die Neuen kommen, dann ist gehörige Aufregung in unserer Abteilung. Erstens ist schon mal jeder gespannt, wie die neuen Gesichter aussehen. Der Meister wird sicher denken, hoffentlich sind es anständige Jungs, die mir nicht viel Ärger bereiten. Und zweitens sind da noch wir, die Lehrlinge, genauer gesagt, die bisherigen Stifte. Wir warten natürlich nicht weniger gespannt auf die Ankunft der Neuen. Vor allem deswegen, weil sie es ja sind, die nun die undankbare Rolle der Stifte übernehmen werden. Und die sollen es nicht leichter haben, darin sind wir uns alle einig. Wir wissen da schon eine ganze Reihe von neckischen Spielchen, womit man so einen Anfänger ordentlich reinlegen kann. Naja, laß die erst mal kommen, dann werden wir schon unseren Spaß mit ihnen haben. So war das bisher in jedem Jahr, wenn die Neuen kamen, und warum sollte es diesmal anders sein.

Und dann war es endlich soweit, die Neuen waren da und wurden als erstes vom Meister durch die Abteilungen geführt. Nanu, was ist denn jetzt kaputt? Wir trauten unseren Augen nicht, das muß doch wohl ein Irrtum sein! Und während wir noch verdutzt hinterdrein starren, rammt der Heinz seinen Arbeitskollegen den Ellbogen in die Rippen, daß der nur so hochfährt. Dann stieren auch die beiden. Der Grund: Ist doch wahrhaftig einer von den drei neuen Lehrlingen ein Mädchen. So was hat die Welt noch nicht erlebt. Jedenfalls wir nicht. Denn bei uns in der Abteilung haben wir noch nie zuvor ein Mädchen, eine Arbeitskollegin, gehabt, und deshalb waren wir auch so vollkommen verdutzt. Ich glaube, ein leibhaftiges Gespenst hätte uns auch nicht besser überraschen können. Heinz fand als erster die Sprache wieder, als die Gruppe schon längst aus der Tür war. Ein langgezogener Pfiff durch die

Zähne, und dann die lapidare Bemerkung: „Das kann ja lustig werden!“ Mehr sagte er nicht, und von uns hatte keiner etwas hinzuzufügen. Wir waren tatsächlich noch sprachlos. Ingeheim mochte der eine oder andere daran gedacht haben, welche besonderen Streiche man der wohl spielen könnte, und wie sie sich überhaupt als einziges Mädchen bei uns zurechtfinden würde. In Wirklichkeit spielte sich dann doch alles recht undramatisch ab. Als die Gruppe zurückkam, stellte der Meister die drei bei allen Gesellen, ja sogar bei den Lehrlingen der Reihe nach vor. Mit guten Tag und sogar Händeschütteln, was gänzlich neu war. Aber dieser kleine Trick verfehlte seine Wirkung nicht. Denn schlagartig war der Bann gebrochen, und die Neuen wurden viel eher als sonst in die Gemeinschaft unserer Abteilung aufgenommen. Von dieser Minute an gehörten sie zu uns, gewissermaßen durch Handschlag besiegelt. Und plötzlich fan-

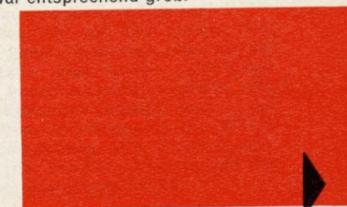


Fotos: H. Rudolf (1), Hoffmann (4)



den wir es gar nicht mehr so ungewöhnlich, daß ein Mädchen unter den dreien war. Warum sollte sie das eigentlich nicht schaffen? In anderen Berufen sind ja auch immer mehr Frauen und Mädchen tätig. Kurz und gut, wir haben uns recht schnell an etwas gewöhnt, was uns vorher undenkbar schien. Dafür ist aber im Laufe der Zeit etwas anderes eingetreten, was zumindest genauso unmöglich schien. Aber ich will es der Reihe nach erzählen. Wie schon gesagt, wir Lehrlinge freuten uns schon seit langem darauf, daß nun bald eine „Wachablösung“ bei den Stiften fällig ist. Das würde bedeuten, daß wir alle die unliebsamen Arbeiten, die man als Stift aufgehängt bekommt, mit innerem Triumph an die Neuen weitergeben können. Und es bedeutet außerdem, daß wir dazu sogar die notwendigen Anweisungen erteilen dürfen, ein Gefühl, das unbeschreiblich schön sein muß. Endlich mal jemand unter sich haben,

endlich mal anderen etwas anschaffen dürfen, das waren schon wirklich herrliche Aussichten. Und wir wollten schon dafür sorgen, daß die Nachfolger es nicht besser haben werden, ganz im Gegenteil. Die sollten mal schön das alles mitmachen, was uns auch gefuchst hat, und wenn möglich sogar noch ein paar Schikanen mehr. Wie gesagt, das alles hatten wir schon Wochen vorher ausgeknobelt, und die Vorfreude auf das Kommende war entsprechend groß.





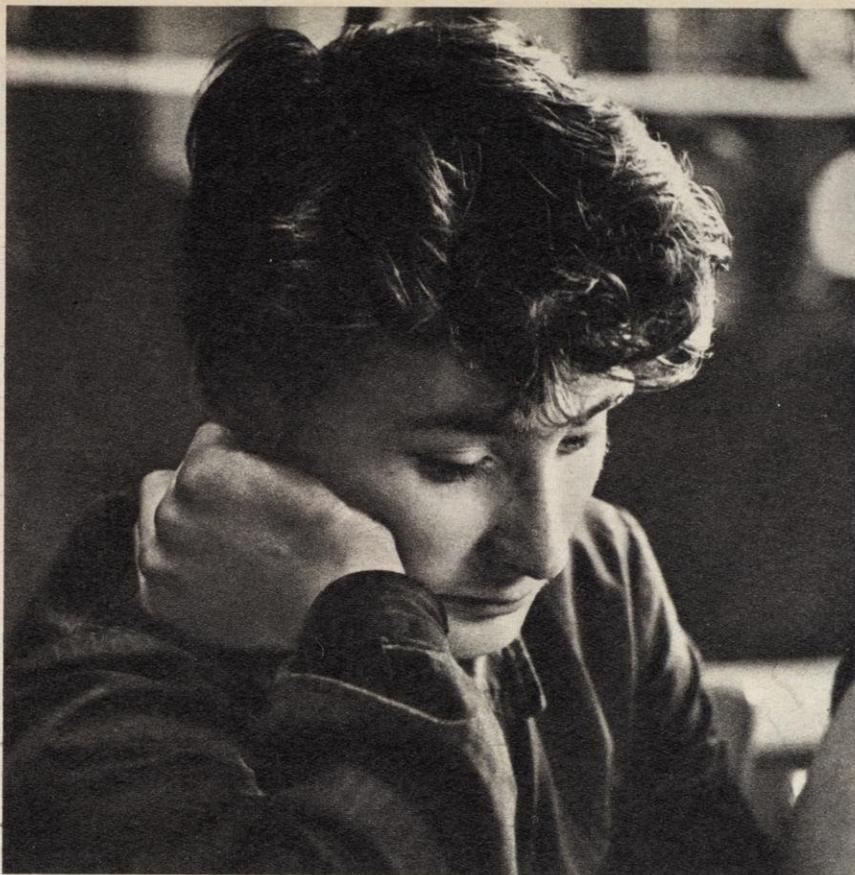
Wenn die Neuen kommen...

Und gerade in dieser Hinsicht kam nun doch so manches ganz anders, als wir uns das so schön ausgemalt hatten. Denn immer, wenn es darum ging, die Neuen mal so richtig „reinzutauchen“, dann betraf das auch Heidi. Ach so, ich hatte ja ganz vergessen, ihren Namen zu erwähnen. Nun wißt ihr ihn also. Kurzum, wann immer wir die fälligen Anweisungen erteilen wollten, dann mußten wir sie auch an Heidi erteilen. Und gerade das war uns dann, ehrlich gestanden, doch ein wenig peinlich. Denn wie jedermann weiß, sind es nicht gerade die feinsten „Spezialaufgaben“, die von den Stiften erledigt werden müssen. Das dürfte wohl überall das gleiche sein, weshalb ich es mir verkneifen kann, Einzelheiten darüber zu schildern. Fest steht, daß es wohl immer und überall sogenannte Drecksarbeiten gibt – wir sagten Bonbons dazu –, und ebenso sicher ist, daß diese Bonbons an die Lehrlinge verteilt werden. Wobei die jüngsten natürlich immer ein

bißchen bevorzugt bedient werden, das versteht sich von selbst! Soweit wäre auch alles klar gewesen, wenn – ja, wenn Heidi eben kein Mädchen, sondern ein Junge gewesen wäre. Was also tun? Na, einfachste Sache der Welt, da müssen eben die beiden andern um so kräftiger ran. Aber auch hier hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht, besser gesagt, ohne Heidi. Denn was wir auch immer ihren beiden Kollegen an Spezialaufgaben aufbürdeten, Heidi aber packte unaufgefordert mit an. Gleichgültig, ob es besonders stupide oder schmutzige Arbeiten waren, ob es während oder nach der Arbeitszeit war – Heidi half unverdrossen mit. Einmal, als es hieß, die öligen Maschinenteile abzuwaschen und neu einzufetten, da hat sie einer der Gesellen sogar angesprochen und gemeint, daß sie da nicht mitmachen müßte. Aber sie lachte nur und hat gelassen weitergeholfen. Mit dem Erfolg, daß ihre beiden Mitstifte sie von Stund

Foto: Feddersen

an ins Herz geschlossen hatten. Genau genommen hielten die drei von Anfang an zusammen wie Pech und Schwefel, und jetzt war es auch dem letzten in der Abteilung klargeworden, daß die Kleine ein feiner Kamerad ist. Und siehe da, plötzlich hatte keiner mehr so recht Lust zum Kommandieren und Angeben, und so nach und nach hörte das gegenseitige Schikanieren unter den Lehrlingen ganz auf. Wenn's auch nicht jedem leichtgefallen ist, das gebe ich gerne zu. Und das ist's, was ich vorhin als weitere, ungeahnte Veränderung gemeint habe. Ja, und damit wäre diese kleine Geschichte eigentlich auch schon zu Ende. Zugegeben, es ist keine aufregende Story, bescheiden und ohne große Knüller. Dafür hat sie den Vorteil, daß sie wahr ist. Was denn daran so besonders interessant wäre? Nichts weiter, als daß sich so etwas Ähnliches immer wieder mal zutragen wird. Gerade jetzt, in diesen Tagen und Wochen, wenn im ganzen



Der Lehrherr als Boxer

Ein Lehrherr boxte und trat einen Lehrling. Das ergab sich aus einer Verhandlung vor dem Arbeitsgericht Duisburg am 2. Februar 1966 in einem Verfahren – 1 Ca 21/66. Die Zeugenvernehmung, die noch nicht abgeschlossen ist, ergab, daß der Lehrling, weil er eine Arbeit falsch gemacht hatte, von seinem Lehrherrn deswegen in die Seite geboxt und anschließend mit dem Fuß getreten wurde. Die hierzu vernommene Zeugin erklärte weiter, daß der Fußtritt und auch der Boxhieb sehr heftig gewesen seien. Nach der Züchtigung habe der Lehrherr den Lehrling rausgeworfen. Ein anderer Lehrling sagte aus, daß er am 28. August 1965 von seinem Lehrherrn so stark geschlagen worden sei, daß er einen Unfallarzt hätte aufsuchen müssen.

Ein Sonderfall, so meinen wir, nein, leider eine oft zu verzeichnende Tatsache. Die Prozeßfälle vor den Arbeitsgerichten beweisen es. Die körperliche Züchtigung von Lehrlingen nimmt trotz der Existenz des Jugendarbeitsschutzgesetzes und dem darin ausdrücklich enthaltenen Verbot, wonach auch die Eltern dem Lehrherrn ein Züchtigungsrecht nicht mehr wirksam übertragen können, bedrohlich zu. Woran liegt das, so fragt man sich. Auch hier ist offensichtlich die immer stärker werdende Tendenz autoritären Denkens und Handelns die Ursache. Nur durch Zufall werden derlei Vorgänge bekannt. Die Eltern schweigen meist, sie befürchten im Falle einer Anzeige, später berufliche Nachteile ihrer Kinder. Denken diese Eltern nicht darüber nach, daß sie damit ihren Kindern, sich selbst, und dem Volksganzen keinen guten Dienst erweisen. Die jungen Menschen, die heute als Lehrlinge ausgebildet werden, aus ihnen soll in 20 Jahren die Führungsschicht der deutschen Wirtschaft geschaffen sein. Dieses Ziel kann man nur erreichen, wenn der Lehrherr jugendlichen Unverstand, mangelnde Reife, Dummejungenstreichs, die wir alle gemacht haben, typische Jugendverfehlungen, Nachlässigkeiten und dergl. mit Besonnenheit, Verständnis und Langmut begegnet. Reden muß man mit den Jungen, ansprechen muß man sie; sie lassen mit sich reden, unsere Söhne und Töchter, man muß sie aber auch zu verstehen suchen. Ja, sie haben häufig einen großen Mund, sie geben sich manchmal großspurig und nehmen Dienstverspätungen nicht so tragisch. Das ist nicht richtig, und das darf nicht sein, aber man muß sich schon die Mühe geben, diesen Kindern das in Ruhe verständlich zu erklären. Daran aber lassen es viele Lehrherrn fehlen. Wer die Geduld nicht hat, die erforderlich ist, um junge Menschen auf den rechten Weg zu bringen, soll die Finger von Lehrlingen lassen. Die künftige deutsche Führungsschicht will nicht zu ihrer Leistung geprägt worden sein, sie schafft es mit einer entsprechend sinnvollen Erziehung und dem uns angeborenen Fleiß. Jedenfalls wird der boxende und tretende Lehrherr nur noch kurze Zeit die Lehrlingshaltungsbefugnis besitzen. Gewerbeaufsichtsamt, Arbeits- und Strafgericht werden ihm einen Denkkzettel erteilen, der sich sehen lassen kann. Jeder Lehrherr soll sich merken, wer sich an jungen Menschen, die, wie der Gesetzgeber sagt, seiner „väterlichen Obhut“ anvertraut sind, vergreift, wird vor die Instanzen gebracht werden, die unser Staat zur Sicherung der Würde der Persönlichkeit, des Schutzes der Jugend, der sozialen Ordnung und der Gesetzestreue geschaffen hat.

Wer einen Lehrling einstellt...

Wer einen Lehrling einstellt, muß mit Fehlern der menschlichen Unzulänglichkeit rechnen, in Anbetracht der Verschiedenheit der menschlichen Natur. Er kann nicht erwarten, den Idealtyp eines Lehrlings zu erhalten, sondern nur einen, der die im Lehrvertrag erforderlichen Leistungen erbringt. Die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens, mögen sie auf Interesselosigkeit oder einem gewissen Hang zur Lüge und dergleichen beruhen, sind nicht ohne weiteres ein Grund zur fristlosen Kündigung, sondern sie sind Erziehungsfehler oder Erziehungsmängel, die zunächst vom Lehrherrn mit den Eltern behoben werden müssen. Es gehört deshalb auch auf seiten des Lehrherrn ein gewisses Verständnis für die Psychologie des Lehrlings und eine Anpassungsfähigkeit zur richtigen Behandlung und Anleitung des Lehrlings dazu. Diese Ansicht wird durchweg in der arbeitsgerichtlichen Rechtsprechung vertreten. Bereits in einer Entscheidung des LAG Düsseldorf vom 9. 2. 1955 – 3 Sa 103/54 – ist ausgeführt, daß nicht einmal ein Diebstahl des Lehrlings ein Entlassungsgrund sei, denn es wäre in erster Linie Pflicht des Lehrherrn, den Lehrling zu erziehen. Fehler in den Entwicklungsjahren würden sich bei jedem Lehrling zeigen, so daß es Sache des Lehrherrn sei, diese Fehler abzustellen. In einem kürzlich vor dem Arbeitsgericht Düsseldorf anstehenden Fall war einem Lehrling etwa drei Monate vor Ablauf des Lehrvertrages fristlos gekündigt worden. Der Lehrling hatte den Lehrherrn am 4. 1. 1965 für den folgenden Tag um Arbeitsbefreiung gebeten, um zur Beredigung seiner Patentante fahren zu können. Der Lehrherr verweigerte dies unter Hinweis auf die angespannte Personallage. Dennoch blieb der Lehrling zum Zwecke der Teilnahme an der Beredigung am 5. 1. 1965 dem Betrieb fern. Das Arbeitsgericht Düsseldorf stellte am 13. 10. 1965 – 4 Ca 69/65 – die Unwirksamkeit der fristlosen Kündigung fest. Der Lehrherr sei verpflichtet, über den Zeitpunkt der fristlosen Kündigung hinaus die Lehrlingsvergütung fortzuzahlen. Der Lehrvertrag wäre nicht durch die gegenüber dem Lehrling ausgesprochene frist-

lose Kündigung erloschen, denn der Lehrling habe zu einer fristlosen Kündigung keinen ausreichenden Anlaß gegeben. Soweit sich der Lehrherr darauf berufe, daß der Lehrling am 5. 1. 1965 der Arbeit fern geblieben sei, erscheine es schon äußerst fraglich, ob unter Berücksichtigung der besonderen Umstände, die zu einem derartigen Fernbleiben geführt hätten, überhaupt ein Grund zur fristlosen Kündigung vorgelegen habe, zumal, da ein Lehrverhältnis im wesentlichen durch erzieherische Momente gekennzeichnet sei und sich die Kündigungsgründe nicht ohne jede Einschränkung aus der allgemeinen Arbeitswelt auf ein Lehrverhältnis übertragen ließen. Der Arbeitgeber könne sich im übrigen aber auch schon allein deshalb nicht zur Begründung der fristlosen Kündigung auf das Fernbleiben des Lehrlings vom Dienst am 5. 1. 1965 berufen, weil dieser Vorfall für sich allein genommen nach seinem eigenen Vorbringen nicht zum Anlaß einer fristlosen Kündigung genommen worden wäre. Hieraus würde ersichtlich, daß der Lehrherr selbst das Fernbleiben des Lehrlings von der Arbeit am 5. 1. 1965 nicht als eine erhebliche Pflichtverletzung angesehen habe, sondern sie nur als einen äußeren Anlaß zum Ausspruch der fristlosen Kündigung wahrgenommen hätte. Daraus lasse sich aber nicht herleiten, daß dem Lehrherrn die Fortsetzung des Lehrverhältnisses nicht mehr zuzumuten gewesen wäre, worauf es allein ankäme. Der Lehrherr könne sich auch nicht auf die von ihm vorgetragene, sonstigen Pflichtvergessenheiten des Lehrlings berufen. Es könne dahinstehen, ob die Schulversäumnisse und die schlechten schulischen Leistungen des Lehrlings überhaupt einen Grund zur fristlosen Kündigung darstellten. Ein solches Recht könne der Lehrherr hieraus schon deshalb nicht mehr herleiten, weil ihm diese Gründe länger als zwei Wochen vor Ausspruch der fristlosen Kündigung bekannt gewesen seien. Insoweit wäre die Frist des § 127b der Gewerbeordnung verstrichen.

Günther Hoppe

Günther Hoppe

Gastgeschenk Kuckucksuhr

Von einem Erlebnis in Ghana berichtet Inge Lenders

Auf einem Markt in Ghana

Im größten Uhrengeschäft meiner Heimatstadt erstand ich eine Kuckucksuhr. Meinem Geschmack entsprach sie nicht, und eigentlich war mir der Kauf ein bißchen peinlich. Aber ich hoffte, im afrikanischen Busch damit eine Freude zu bereiten und ließ mir das Prachtstück transportsicher verpacken. Das war nötig, denn vor dem geplanten Besuch mußte ich eine 5wöchige Reise, ein ständiges Wechseln des Hotels, eine mehrmalig unterbrochene Flugreise in Kauf nehmen. Kein Zollbeamter interessierte sich für mein Gepäck, bis ich am Heiligen Abend nach Ghana kam. Da war die Stimmung schon ganz prächtig, und auch beim Zoll hatte es bis abends um 9 schon ein bißchen was zu trinken gegeben. Ohne Erbarmen wurde mein geheimnisvoller Würfel dem kunstvoll gepackten Koffer entrisen und seiner sorgfältig mit Tesafilm verklebten Papierhüllen entledigt. Es bedurfte meines sanften Zuredens und schließlich der konkreten Aufforderung, das Ding an die Wand zu pfeffern, bevor ich schließlich – ohne den geforderten Zoll zahlen zu müssen – in den sommerlichen Heiligen Abend entlassen wurde.

Einen Tag später ging es dann in den Norden, in die schönste Stadt des Landes: Kumasi. Von da weiter durch die großen Wälder, die den Holzreichtum Ghanas bergen, in ein Dorf, dessen Namen ich zu meiner Schande heute noch nicht auswendig kann.

Acherensua ist ein fortschrittliches Dorf. Die Kakaobauern haben Geld zusammengelegt für eine elektrische Beleuchtung. So ist die Hauptstraße am Abend mit einigen Laternen stellenweise erhellt, und sogar in ein paar Häusern gibt es wenigstens einen Platz, den eine nackte Glühbirne ziert. Auch wohnen die Leute nicht mehr in simplen Hütten, sondern bereits in richtig gemauerten Häusern.

Unser Besuch gilt der Familie Joes. Er ist ein kohlpechrabenschwarzer Student der Staatswissenschaften und pflegt, um mir eine besondere Ehre anzutun, zu mir Mutter zu sagen. Im Haus seines (echten) Vaters überquerten wir einen gepflasterten Hof und kamen ins Wohnzimmer. Ein bißchen arg grell, aber immerhin sorgfältig, grasgrün gestrichen die Wände. Glänzende Ölfarben. Ein Balatumteppich mit Persermuster, der rechteckige Tisch und einige Sessel bildeten das einzige Mobiliar. Nicht zu vergessen ein kleines Sofa, zur Feier des Tages mit einer blumenreichen Decke aus irgendeinem Kitschladen Europas geziert. Die Ehre, darauf sitzen zu dürfen, war mir ziemlich lästig, denn bei jeder kleinsten Bewegung rutschte der Stoff von der Lehne, zerknitterte hinter meinem Rücken und mußte mühsam wieder hochgezogen und glattgestrichen werden. Aber es sollte noch mehr kommen, das mich nervös machte.

Zunächst einmal der große Aufmarsch. Beim Vater und seinen Frauen und Schwestern meinte ich noch, der Vorstellung folgen zu können, aber bei der 20. Person war die Erklärung, um wen es





Drahtklammern nicht doch zum Uhrwerk gehörten, konnte ich nicht beseitigen. Er hob sie „für alle Fälle“ sorgsam auf. Nach diesem Auftritt entstand plötzlich eine große Stille – alle sahen mich erwartungsvoll an –, aber ich kannte das Zeremoniell nicht und wußte nicht, was man von mir erwartete. Schließlich sprach der alte Vater. Sein Sohn übersetzte es mir von Twi in Englisch. Ich habe noch gar nichts über das Geschenk gesagt, es nicht erklärt. So erzählte ich denn noch von Deutschland, vom Schwarzwald, vom Frühling und von den Kuckucks, aber „Kuckuck ruft aus dem Wald“ habe ich nicht gesungen. Damit – dachte ich – ist dieser Familienbesuch beendet. Aber weit gefehlt. Nun wurde mir das demonstriert, was ich aus Büchern als afrikanische Großfamilie kannte. Sie wurde zu einem Alptraum. Das Dorf war stockdunkel. Wir zogen als Rudel durch die Gassen, stolperten von Haus zu Haus, in die Innenhöfe, schüttelten Hände, zwanzig, fünfzig, hundert, Urgroßmütter, die nur noch Haut und Knochen waren, Onkels in allen

Lebensaltern, Frauen mit ungezählten Kindern. Und überall der gleiche Ritus, begrüßen, setzen, vorstellen, zurückgrüßen, setzen, Geschenke, Dank, Abschied. Ich gewöhnte mich langsam an die Shillinge, die jedesmal aus einem Zipfel des Gewandes losgeknüpft und mir überreicht wurden. Nur als mir in einem Haus ein Hahn lebend, mit Federn und Kikeristimme in die Hand gedrückt wurde, verlor ich wieder leicht die Fassung. Aus der Großstadt kommend, pflege ich Hähnchen sonst nur in Cellophan aus der Tiefkühltruhe oder gebraten vom Grill zu nehmen. Aber bei den zwei bunten Vögelchen, denen man die Beine zusammengebunden hatte und die als nächstes Geschenk folgten, war ich schon wieder gefaßt. Allmählich begann in meinem Kopf ein Mühlrad zu drehen, und die Knie wurden auch ein bißchen weich. Aber, nachdem ich bestimmt der Hälfte der Einwohner die Hand geschüttelt hatte, wurde ich in ein Zimmer mit richtiger Beleuchtung geführt. Da stand ein Korb, und aus dem

Korb holte man Teller und Schüsseln und ein Besteck. Es war ein Fischbesteck mit Elfenbeingriff und ein Zeichen dafür, daß man keine Mühe gescheut hatte, das Kostbarste aus dem Dorf zusammenzutragen für diese Mahlzeit. Plötzlich war ich dann allein. Es gehörte sich wohl nicht, einem europäischen Gast beim Essen zuzuschauen. Nur im Rücken spürte ich die Blicke der Kinder, die draußen am Fliegengitter standen und staunten. Es gab Yamfufu und Huhn, und ich war hungrig. Ich gab nichts darum, daß Fufu eigentlich an zu festen Brei aus erfrorenen Kartoffeln, leicht mit Klebstoff vermischt, erinnert. Ich war nicht mehr dazu in der Lage, mir vorzustellen, auf welche vielleicht nicht ganz europäische Art das Huhn zubereitet war. Ich aß mit dem größten Vergnügen und fühlte mich der Lage wieder gewachsen.

Hahn und Vögel im Kofferraum, Holzfigur im Arm, dreckig, verschwitzt, todmüde aber glücklich, schluckte uns am späten Abend der dunkle Urwald.

os: UNICEF

handelte, nur noch eine leere Form. innerhalb von fünf Minuten hatte ich so vielen Leuten die Hand geschüttelt, daß der 16 qm Raum mehr als besetzt waren. Ich schöpfte Platz, nicht wissend, ob dies erst die Hälfte der Begrüßung war. Nach einer Erklärung meines „Sohnes“, wer ich war und woher und warum ich kam, erhob sich alles und gab mir die Hand. „Man grüßt zurück“, erklärte mir mein „Sohn“. Dann verwandten eine Handvoll Menschen, kurz darauf mit Geschenken zurückkommen. Eine Flasche Fanta von einem Kind, ein Korb mit Flaschenbier, ein Vater für mich geschnitzter Aschantiker, eine hölzerne Figur – eine afrikanische Mutter mit einem Baby auf dem Rücken – und Geld! „Geld – aber warum? Soll ich denn das annehmen“, flüsterte Joe zu. „Aber sicher, es ist eine selbstverständliche Höflichkeit, jedem angesehenen Gast Geld zu schenken.“ Das war der große Augenblick für meine Kuckucksuhr gekommen. Freilich war es inzwischen $\frac{1}{2}$ 6 am Abend, das Zimmer hatte keine der kostbaren elektrischen Birnen. So versuchte ich, schon mit einiger Mühe, die Gebrauchsanweisung zu entziffern. „Man entnehme im Innern der Uhr die zwei Drahtklammern“, las ich. Das Hintertürchen kam ich auf, aber wie die Drahtklammern finden? Langsam stand mir der Schweiß auf der Stirn. Mutig faßte ich dann ins Innere und beförderte auch etwas heraus. Hoffentlich war es das Richtige. Ich wagte kaum hochzublicken, und meine Hände zitterten schon ein bißchen, als ich die schweren Zapfen an den Ketten hängte. Der Kuckuck, als Verzierung oben am Dach vorgesehen, widerstand erfolgreich meinen Bemühungen, ihn festzumachen. Egal. Wenn das Ding nur geht! Langsam bezweifelte ich, ob meine Idee wirklich so glänzend war. Vielleicht hätte eine Weckuhr mit doppelter Alarmanlage es auch getan. Und es hatte zu Hause eine so große Auswahl gegeben. Das nächste Problem schien jedoch lösbar. Auf meine Mitteilung, die Uhr müsse hängen, um zu sehen, verschwand einer der Söhne bereitwillig und kam mit Hammer und Nagel wieder. Allerdings war der Nagel nicht geeignet, Zimmerleuten zum Zusammen schlagen von Balken zu dienen. Ich schaute denn auch noch 7 cm des Nagels aus der Wand, und die Uhr hing schief. Die Dunkelheit hatte inzwischen eingenommen, die Hitze auch. Aber das Unternehmen Kuckucksuhr hatte sich gelohnt, denn als jetzt beim Stellen der Uhr der Zeiger immer und immer wieder herumwanderte, gab es bei jedem Öffnen des Törchens und bei jedem der vielen Kuckucksrufe strahlende Gesichter, leuchtende Augen, bewundernde Rufe der Männer, Lachen und Gekicher bei den Frauen. Ich setzte mich erschöpft auf mein Sofa, und es war mir egal, daß die Blumendecke zum zehnten Male verrutschte. Der „Nagel-Experte“ versprach mir, die Uhr am nächsten Tag gerade aufzuhängen, damit sie dann auch hing, aber seine Zweifel, ob die zwei

Man sollte nicht alles

Erzählung von Siegfried Lenz

Der Korrektor unterbrach das Spiel. Er schob die Karten zusammen, warf sie auf den Fenstertisch und wischte sich langsam über die Augen, hob dann sein Gesicht und blickte durch das Abteilfenster in die Dunkelheit draußen. „Das war erst Wandsbek“, sagte einer der beiden anderen, worauf der Korrektor wieder die Karten aufnahm, sie mit dem Daumen zum Fächer auseinanderdrückte und schweigend ausspielte. Nach zwei Stichen, die er abgeben mußte, schob er abermals die Karten zusammen, ließ sie leicht klatschend gegen das Fenster fallen und sagte: „Es steht in keinem Buch, ich hab' überall nachgeschlagen.“ „Du bist am Ausspielen“, sagte einer der beiden anderen, ein alter Mann mit Stahlbrille. „Es war einfach nicht zu finden“, sagte der Korrektor. „Fang nicht wieder an“, sagte der Mann mit der Stahlbrille, „ich hatt's gerade vergessen.“ „Also spielen wir oder spielen wir nicht“, sagte der Rothaarige.

Sie spielten weiter. Sie spielten schweigend wie an jedem Abend, wenn sie im letzten Vorortzug saßen, der Hamburg verließ, jeder erfüllt von seiner Müdigkeit und dem Wunsch, auf der Heimfahrt nicht sich selbst überlassen zu sein. Zwanzig oder sogar dreißig Jahre hatten sie sich so nach Hause gespielt, nicht gleichgültig, aber auch nicht erregt, drei Männer aus der geduldigen Gemeinschaft der Pendler, die sich beinahe zwangsläufig gefunden hatten und die sich nun in einer Art instinktivem Einverständnis immer wieder fanden, immer im vorletzten Abteil, das sie mit knappem Gruß betraten und auch wieder verließen. Sie spielten lautlos, keinem schien daran gelegen, auch nur ein einziges Wort über Gewinn und Verlust zu verlieren, und dann war es wieder der Korrektor, der das Spiel unterbrach. „Man muß es doch herausbekommen“, sagte er, „man muß doch wohl erfahren können, wie sich Tekhila schreibt.“

„Ich gebe“, sagte der Rothaarige. „Warum mußt du das wissen“, sagte der Mann mit der Stahlbrille.

„Manches möchte man herausbekommen“, sagte der Korrektor.

„Wozu?“ „Man sollte nicht alles lassen, wie es ist.“ „Heb ab“, sagte der Rothaarige und verteilte.

„Morgen erscheint die Sache“, sagte der Korrektor. „Tekhila wird viermal genannt in der Geschichte, und jedesmal wird es anders geschrieben.“

„Ich höre“, sagte der Rothaarige. „Ist das ein Dorf?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille und steckte seine Karten zusammen.

„Tekhila heißt ein Dorf in einer Geschichte“, sagte der Korrektor.

„Wer hat mehr als zwanzig“, sagte der Rothaarige.

Sie sahen in ihre Karten, keiner konnte mehr als zwanzig entdecken, und dem Rothaarigen gehörte das Spiel. Der Regen sprühte gegen das Abteilfenster. Der Zug fuhr langsamer jetzt, bremste neben einem leeren, schlecht beleuchteten Bahnsteig; sie hörten Türen zufallen und dann hastige Schritte auf Steinfliesen. Als der Zug wieder anfuhr, war der Korrektor an der Reihe zu geben, und der Mann mit der Stahlbrille fragte: „Warum ausgerechnet Tekhila?“

„Ich weiß nicht“, sagte der Korrektor und hob das graue, unrasierte Gesicht.



„Kennst du Tekhila?“

„Nein.“

„Zieht's dich dorthin?“

„Nein.“

„Was also?“

„Sie sind blind“, sagte der Korrektor, „in Tekhila sind alle blind: Sie werden blind geboren und wachsen heran und heiraten und sterben blind. Es ist eine alte arabische Augenkrankheit.“

„Spielt die Geschichte in Marokko?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille.

„Nein“, sagte der Korrektor, „ich weiß nicht.“

Er ließ seine Karten achtlos auf dem Fenstertisch liegen und wischte sich über die Augen, während die anderen ihr Blatt betrachteten und es gleichzeitig zusammenschoben, resigniert, abwinkend. „Der dicke Hund ist bei dir“, sagte der Rothaarige.

„Sie heißt ‚Die Augenbinde‘“, sagte der Korrektor. „Wer?“ „Die Geschichte, die Geschichte da in Tekhila. Es ist eine alte lederne Augenbinde, die der Bürgermeister aufbewahrt.“

„Für wen?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille und legte seine Karten ebenfalls auf den Fenstertisch.

„Ich weiß nicht“, sagte der Korrektor, „vielleicht für jeden in Tekhila. Es ist ein kleines Dorf auf einer Ebene, wenig Schatten, ein Fluß mit lehmtrübem Wasser geht da vorbei, und die Leute, die blinden Einwohner von Tekhila, arbeiten auf ihren Feldern.“

„Beginnt so die Geschichte?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille.

„Nein“, sagte der Korrektor, „die Geschichte beginnt anders. Sie beginnt im Haus des Bürgermeisters. Der Bürgermeister nimmt eine lederne Augenbinde vom Haken. Es ist dunkles, fleckiges Leder und staubig, und der Bürgermeister wischt die Binde an seiner Hose sauber. Er poliert sie mit seinen Fingerspitzen, und dann verläßt er das Haus.“

Vor seinem Haus sitzt ein Korbflechter bei der Arbeit. Der Bürgermeister hält ihm die Binde hin, läßt ihn das kühle Leder betasten; der Korbflechter springt erschrocken auf und folgt dem Bürgermeister, sie gehen gemeinsam über den Platz und die krustige Straße hinab zu den Feldern, und überall, wo sie einem Mann begegnen, bleiben sie stehen, der Bürgermeister hält ihm stumm die lederne Augenbinde hin, läßt ihn erschrecken.“

„Und jeder folgt ihm“, sagte der Rothaarige.

„Ja, jeder, der die Augenbinde betastet hat, erschrickt und folgt dem Bürgermeister“, sagte der Korrektor. „Sie unterbrechen ihre Arbeit oder ihr Nichtstun. Sie fragen nicht. Sie folgen ihm einfach, und der Bürgermeister selbst sagt kein einziges Wort, während er die Männer von Tekhila sammelt oder auf sich verpflichtet, indem er ihnen die Augenbinde hinhält, und zuletzt hat er alle Männer des Dorfes hinter sich.“

„Und so beginnt die Geschichte?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille. „So ähnlich“, sagte der Korrektor, „morgen steht sie in unserem Blatt. Morgen kannst du sie nachlesen. Tekhila wird viermal genannt und jedesmal anders geschrieben.“

„Und der Kerl mit der Augenbinde?“ fragte der Rothaarige.

„Wer?“

„Der Bürgermeister und alle, die er hinter sich hat: Wo ziehen die hin?“

„Zur Schule“, sagte der Korrektor.

„Es ist Mittag, ich glaube Mittag, und sie

lassen, wie es ist

Illustrationen: Hanneliese Martin

ziehen schweigend zur Schule und umstellen das Gebäude. Sie fassen sich bei den Händen und bilden einen Ring. Sie stehen lauschend da, sie erproben hier und da die Festigkeit des Ringes. Ihre Bereitschaft, ihre stumme Verständigung, die Schnelligkeit, mit der sie das Schulgebäude umstellen – alles scheint darauf hinzudeuten, daß dies nicht zum erstenmal geschieht. Ruhig stehen sie in der Sonne, und dann löst sich der Bürgermeister aus dem Ring und geht auf das Gebäude zu. Er klopft. Der blinde Lehrer von Tekhila öffnet, und der Bürgermeister läßt ihn die lederne Augenbinde betasten. Der Lehrer bittet ihn ins Haus. Er weiß, daß das Haus umstellt ist. Er fragt, wer, und der Bürgermeister sagt, dein Sohn. Der Lehrer sagt, das glaubt ihr doch selbst nicht, und der Bürgermeister darauf, wir haben Beweise. Sie reden leise auf dem Flur, einer versucht den anderen zu überzeugen oder zu überlisten. Der Lehrer bietet unaufhörlich Garantien für seinen Sohn an.

„Was hat er angestellt, der Sohn?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille.

„Mir kannst du dieses Nest schenken“, sagte der Rothaarige.

„Während die beiden reden“, sagte der Korrektor, „erscheint plötzlich der Sohn, nein, er ist schon da, er steht oben und hört den Männern zu, und auf einmal sagt er zu seinem Vater: ‚Es stimmt. Du weißt es nicht, aber es ist geschehen: Seit dem Unglück damals, als unser Boot kenterte und wir gegen die Felsen trieben – seit diesem Tag kann ich sehen.‘“

„Steht das so in der Geschichte?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille.

„Nein“, sagte der Korrektor, „aber so ähnlich, oder doch so. Beide Männer befahlen dem Sohn, herabzukommen, er weigert sich; er bleibt oben auf der Treppe stehen, und da er zu wissen scheint, was ihn erwartet, sagt er zum Bürgermeister: ‚Ja, ich kann seit acht Wochen sehen, damit ihr das nur wißt, und seit acht Wochen kenne ich Tekhila.‘ Er fordert sie auf, zu ihm hinaufzukommen. Er läßt sie höhnisch ein, ihn zu fangen. Der Lehrer bespricht sich leise mit dem Bürgermeister, und dann steigen beide zu dem Jungen hinauf, der mühelos vor ihnen flieht und der, während er flieht, ihnen ein Angebot macht.“

„Welch ein Angebot?“ fragte der Rothaarige.

„Morgen könnt ihr's nachlesen“, sagte der Korrektor. „Der Junge will ihnen die Möglichkeiten von Tekhila zeigen, er will ihnen helfen, noch mehr herauszuholen für sich. Vor ihnen zurückweichend, erzählt er, was er in acht Wochen entdeckt hat.“

„Und das interessiert sie nicht“, sagte der Rothaarige.

„Sie verstehn ihn nicht“, sagte der Korrektor.

„Das ist einzusehen“, sagte der Rothaarige und ließ seine Karten schnurrend über den Daumen laufen.

„Jedenfalls treiben sie den Jungen nach oben“, sagte der Korrektor, „er flieht gemächlich vor ihnen, und sie folgen ihm schweigend und dicht nebeneinander; sie treiben oder drücken ihn vor sich her, der Junge öffnet das Bodenfenster, nein, das ist unwahrscheinlich: Er öffnet ein Fenster, klettert hinaus, hängt mit ausgestrecktem Körper da und läßt sich dann fallen. Der Fall, der Aufschlag wird



von den anderen gehört, sie scheinen darauf gewartet zu haben. Sie nehmen sich sehr fest bei den Händen. Sie rücken zusammen. Wie sie da stehen! Mit lauschenden Gesichtern, gekrümmt, einen Fuß vorgestemmt, als müßten sie einen Ansturm auffangen: So stehn sie da, während der Junge sich mit schmerzenden Knöcheln erhebt. Er entdeckt den Ring, der ihn und das Haus umgibt. Er blickt den Kreis der lauschenden Gesichter entlang, sucht sich zu erinnern: Wie heißt der, wer ist dieser, wo ist die schwächste Stelle. Dann duckt er sich, läuft an, sie hören ihn kommen und verstärken unwillkürlich den Griff. Der Junge wirft sich gegen den Ring. Der Ring gibt nach und fängt ihn auf und umschließt ihn: Er steckt drin wie ein Fisch in der Reuse. Sie halten ihn fest, nehmen ihn in ihre Mitte und warten, bis der Bürgermeister zurückkommt.“

„Mit der ledernen Augenbinde“, sagte der Mann mit der Stahlbrille.

„Mit der Augenbinde“, sagte der Korrektor. „Aber sie legen ihm die Augenbinde noch nicht an. Sie führen oder schleppen ihn durchs Dorf, durch Tekhila. Sie zögern nicht. Sie wissen, was geschehen wird. Alles kommt dir vor wie eine Wiederholung. Jedenfalls bringen sie ihn raus zu dem alten Schöpfwerk draußen vor den Feldern.“

„Da beraten sie“, sagte der Rothaarige. „Nein“, sagte der Korrektor, „sie beraten nicht. In der Geschichte beraten sie überhaupt nicht. Der Bürgermeister ruft nur einen Mann auf. Es ist ein Mann, von dem du sofort weißt, der hat einschlägige Erfahrungen. Ein Name wird nicht genannt. Dieser Mann hat eine gedrehte Schnur in der Tasche. Er bindet den Jungen am Balken des Schöpfrades fest; dann legt er ihm die lederne Augenbinde an, und während er das tut, merkst du, daß sie das gleiche mit ihm selbst gemacht haben, vor langer Zeit.“

„Steht der Junge allein am Balken?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille.

„Ein Maultier“, sagte der Korrektor, „am anderen Ende des Balkens ist ein Maultier festgebunden. Die Männer von Tekhila warten, bis alles getan ist. Das Maultier zieht an, der Junge geht mit, Runde für Runde.“

„Wie lange“, fragte der Rothaarige, „wie lange wird er die Augenbinde tragen?“

„Solange es nötig ist“, sagte der Korrektor.

„Vielleicht müssen sie es so machen in Tekhila“, sagte der Mann mit der Stahlbrille.

„Ja“, sagte der Korrektor, „vielleicht müssen sie es.“

„Ich werd' es nachlesen.“

„Viermal wird Tekhila genannt, und jedesmal schreibt es sich anders.“

„Das sieht dem Nest ähnlich.“

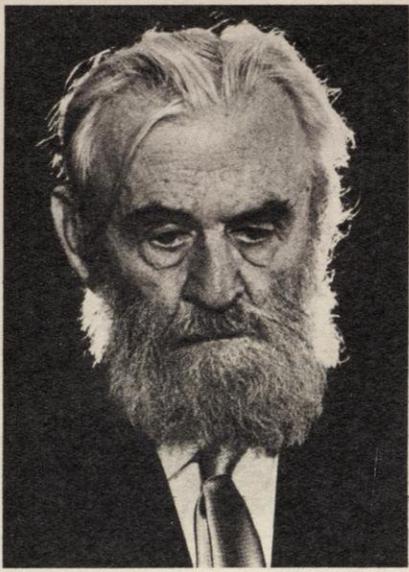
„Ja, das sieht ihm ähnlich; ich hab' überall nachgeschlagen, ich konnte nichts finden.“

„Überhaupt nichts?“ fragte der Mann mit der Stahlbrille.

„Doch“, sagte der Korrektor, „ein paar Namen, die sich so ähnlich anhören wie Tekhila.“

Der Rothaarige steckte die Karten ein, blickte durch das Abteilfenster und nahm seine Aktentasche aus dem Gepäcknetz. „Es lohnt sich wohl nicht mehr zu geben“, sagte er.

„Nein“, sagte der Korrektor, „es lohnt sich nicht mehr.“



Otto Pankok



Die Ziege (Zeichnung)

Otto Pankok, Professor, Maler, Bildhauer und Holzschnitzer, erhielt am 5. März in der Stadthalle in Mülheim/Ruhr neben dem Philosophen Professor Dr. Werner Marx und dem Naturwissenschaftler Professor Dr. Günter Wilke den „Ruhrpreis für Kunst und Wissenschaft der Stadt Mülheim/Ruhr“ überreicht. Die Leser des „aufwärts“ kennen Otto Pankok aus den vielen Veröffentlichungen zur bildenden Kunst. – In ihm wird ein Mann geehrt, dessen Werk die furchtbaren Erschütterungen unserer Zeit spiegelt.

Er lebt in seiner Zeit und leidet mit seinen Mitmenschen. Mitleid und „mit leiden“ zeichnet sein Werk aus und bringt es uns nahe. Die Folge seiner Zigeunerbilder, die gehetzten und gequälten Juden, die geschundene Menschheit sind sein Protest gegen Gewalt und Unrecht.

Antwort auf die Machtergreifung der Nationalsozialisten war seine Folge von 60 Bildern zur „Passion“, zu der Jesuitenpater Fr. Muckermann, bevor er fliehen mußte, das Vorwort geschrieben hatte. – Mit einem eigenen Vorwort erschien die Buchausgabe 1936. Nach einer vernichtenden Kritik durch das SS-Blatt „Das schwarze Korps“ wurde das Buch durch die Gestapo beschlagnahmt und vernichtet. – Heute ist glücklich, wer noch eines der wenigen erhaltenen Exemplare besitzt, sind sie doch Zeugnis eines unerschrockenen Widerstands gegen den nationalsozialistischen Terror mit den Mitteln der Kunst.

Längst ist Pankok in die Kunstgeschichte eingegangen. Weitab vom Kunstbetrieb sind es junge Menschen, die sein Werk verehren und sein Werk auch in den großen Museen anschauen wollen.

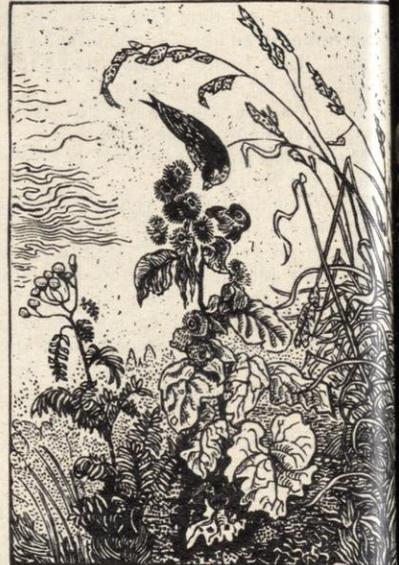
In seinem Werk treffen sich Form und Ausdruck. In einem Vortrag des WDR sagte R. H. Wiegenstein hierzu treffend: „In vielen Bildern gibt es Details, die einen raffinierten Tachisten erblassen machen können. Nur werden sie bei Pankok zu Elementen einer Bildgestaltung, die der Realität auf ihre einfachere Weise die Treue hält, einer Realität, die der Maler selbst dort liebt, wo er ihr kritisch begegnet.“

Das Zusammentreffen von menschlicher und künstlerischer Größe – wie selten finden wir es – in Otto Pankok ist es verwirklicht. Mein Wunsch an den Deutschen Gewerkschaftsbund: „Gebt ihm den Kunstpreis der Ruhrfestspiele!“



◀ Dinili I (Plastik)

Klette mit Vögeln (Holzschnitt) ▶



Zwei Kinder (Radierung)



uerst
olitisch,
uletzt
olitisch,
immer
olitisch



aus einer Rede des amerikani-
schen Senators Robert Kennedy

Die Angst vor dem Unbegreiflichen steht diesen Kindern im Gesicht geschrieben. Das unbarmherzige Geschehen des Krieges macht auch vor ihnen nicht halt, und sie versuchen, sich dem Grauen durch die Flucht zu entziehen. Aber die große Frage ist nur: wohin? Gehetzte Menschen eines mit namenloser Angst erfüllten Landes. Foto Keystone

Gewehre und Bomben können nicht aufbauen. Sie können keine leeren Mägen füllen oder Kinder erziehen. Sie können keine Wohnungen bauen oder Kranke heilen. Aber das sind die Ziele der Menschen, wenn sie Regierungen schaffen und Regierungen georchen. Sie werden ihre Treue nur den Regierungen geben, die diesen Anforderungen gerecht werden.

Wir alle kennen die Notwendigkeit der politischen Dimensionen unserer Aktionen. Zu oft wird ihnen jedoch nicht der Vorrang gegeben, den sie erfordern, da wir zulassen, daß die militärische Dimension dringlicher und beharrlicher wird. Aber eine Reform und die Öffnung, die sie gibt, kann nicht aufgeschoben werden. Denn Aufständische in ihrer modernen Vielseitigkeit schaffen ständig zumindest eine Nachbildung derartiger Reformen in jedem Gebiet, das sie kontrollieren. In Vietnam, in China, in Kuba, um nur einige Beispiele zu nennen, haben die Kommunisten den Großgrundbesitz enteignet, die Erwachsenenbildung organisiert, Gerichte eingesetzt – und zwar in allen Gebieten, die sie besetzten, selbst in denen, die sie nur bei Nacht kontrollierten. Sie sind so in direkten Wettbewerb mit der eingesetzten Regierung getreten. Wenn die Verteidiger Reformen ignoriert haben, konnten sich die Erwartungen des Volkes nur auf die Aufrührer konzentrieren. Und wenn einer Regierungsmee Grundbesitzer folgen, die von den Bauern wieder Pacht einziehen, sollte man sich nicht wundern, daß die Aufrührer oft die Treue der Bauern gewinnen. Es nutzt wenig, davor zu warnen, daß das Ergebnis des Kommunismus Diktatur und Ausbeutung sein werden. Die Taten von heute sprechen deutlicher, wenn nicht wahrer, als die Versprechungen von morgen. Ein zweiter Grund für die Unzweckmäßigkeit militärischer Aktionen ist, daß sie keine Hoffnung geben können. Gewalt ist neutral, sie hat kein Programm. Jede Aufstandsbewegung lebt in erster Linie nicht von Gewalt, sondern von einem Traum – dem Traum von der Unabhängigkeit, der Gerechtigkeit, vom Fortschritt, von einem besseren Leben für die Kinder. Für solche Träume nehmen die Menschen große Härten und Opfer in Kauf – wie wir es für unseren Traum getan haben. Wenn eine Regierung keine Vision von der Zukunft zu bieten hat, kann sie kein Opfer, keinen Widerstand gegen Terror oder Schmeicheleien von Aufrührern fordern.

Das militärische Mittel ist nicht allein unvollkommen. Was noch gefährlicher ist, es kann wichtige politische Aktionen überdecken oder verhindern.

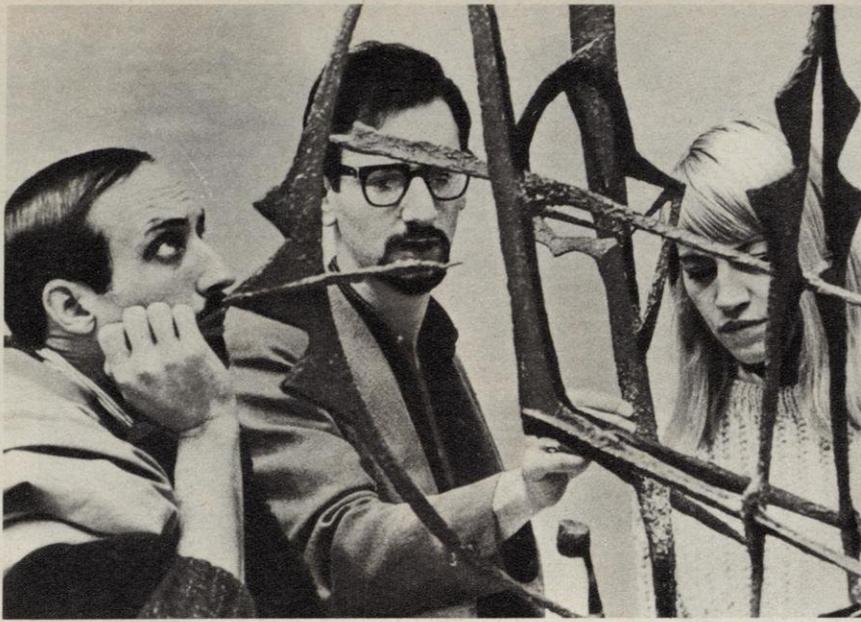
Es wird zuweilen gesagt, daß politische Methoden bei Terroristen unwirksam sind – wie in Vietnam, wo die Vietkong über 16000 Leute grausam ermordet haben. Aber selbst die Anwendung von Terror wird durch politische Erwägungen begrenzt und kann durch politische Aktionen stark begrenzt werden. Sicher ist es bezeichnend, daß ungeschützte Amerikaner des Internationalen Freiwilligen Hilfsdienstes, die zum direkten Nutzen der Menschen arbeiten, selbst in Vietkonggebieten nicht belästigt wurden. Es ist auch gesagt worden, daß ein Aufstand nicht niedergeschlagen werden kann, solange er aus einem benachbarten Land versorgt wird und dort Zuflucht ge-

nommen hat. Ganz gleich aber, welche Art von Hilfe sie von außen erhalten, stehen oder fallen Aufständische mit ihrem politischen Erfolg. Ohne die Unterstützung des Volkes werden sie Eindringlinge, und man kann mit konventionellen Mitteln gegen sie vorgehen. Ich glaube, daß die Geschichte seit 1945 klar beweist, daß unsere Einstellung zum revolutionären Krieg politisch sein muß – zuerst politisch, zuletzt politisch, immer politisch. Wo Bedürfnissen und Klagen des Volkes durch den politischen Prozeß entsprochen wird, verliert der Aufstand seinen populären Charakter.

Welches sind nun aber die wesentlichen Formen der politischen Aktion, um der politischen Drohung eines revolutionären Krieges zu begegnen? Zu Beginn muß doch einmal die Notwendigkeit einer wirksamen und verantwortlichen Regierung unterstrichen werden. Das trifft besonders auf die ländlichen Gebiete zu, in denen 75 bis 90 v.H. der Menschen in den Entwicklungsländern leben. John Mecklin, ein früherer Beamter für öffentliche Angelegenheiten in Saigon, erzählte von einem vietnamesischen Dorf, das offen seine Treue zu den Vietkong bekannte. Seit Hunderten von Jahren mußten die Frauen des Dorfes um das Land eines reichen Mannes herumgehen, um den einzigen Brunnen des Dorfes zu erreichen. Die Vietkong bahnten einen Weg durch dieses Land – und auf diese einfache Weise schafften sie eine große Änderung im Leben des Dorfes. Kein Geld war notwendig, keine besondere Ausrüstung, einfach ein Gefühl für die Bedürfnisse des Dorfes und der Wille, diesen Bedürfnissen nachzukommen.

Das wichtigste ist, daß wir Hoffnung geben – Hoffnung auf Fortschritt, die je nach den Umständen schnellstens erfüllt wird. In vielen Ländern ist die Landreform für die große Mehrzahl der Menschen das wesentliche Bedürfnis; sie muß besonderen Vorrang erhalten. Erziehung ist immer lebensnotwendig, nicht nur für die Städte, nicht nur für die Kinder, sondern für jeden Bauern.

Wir müssen auch alle anderen Einrichtungen aufbauen, die dazu verhelfen, eine stabile Gesellschaft zu schaffen, zum Beispiel Gewerkschaften und landwirtschaftliche Genossenschaften für diejenigen, die mit ihren Händen und ihrem Rücken arbeiten, Studentengruppen für die heranwachsenden Führer der Nation, politische Parteien, um allen Menschen in den Organen der Regierung eine Stimme zu geben. Die politische Färbung dieser Gruppen ist weniger wichtig als die Tatsache ihrer Existenz. Allein dadurch, daß es sie gibt, tragen sie zur Stabilität und Beständigkeit bei. Darüber hinaus können diese Gruppen eine große Macht für Reform, Fortschritt und Aktion sein. Doch ein Wort zur Warnung: Nicht weniger als die militärische Aktion ist die politische Aktion verloren, wenn sie für eine ungerechte Sache eintritt. Es ist nicht genug, sich für Antikommunismus oder Stabilität oder für Ordnung einzusetzen. Wir alle haben die Verantwortung, mit den Menschen für Gerechtigkeit, für Verständnis und für Fortschritt einzustehen. Wenn wir diese Verpflichtung erfüllen, brauchen wir für die Zukunft nichts zu befürchten und uns keine Gedanken über revolutionäre Kriege zu machen.



Peter, Paul und Mary

Wenn Jesus wüßte, was auf der Welt geschieht...

Barry McGuire

Folklore-Welle rollt nun auch in Europa – Erste deutsche Protestsänger – Beat und 1000 Kampfansagen: Joan Baez, Bob Dylan, Barry McGuire, P. F. Sloan / Von Thomas Averhoff

Es sei ein Risiko, über Jesus zu schreiben, sagte mir ein Freund. Aber ich riskiere es. Ich frage mich, ob Jesus weiß, was in unserer Zeit auf der Welt geschieht. Zögere nicht, wieder einmal vorbeizukommen, Jesus!" Diese ungewöhnlichen Zeilen schreibt das neue Idol der amerikanischen Jugend auf die Hülle einer seiner Schallplatten. Dieses Idol ist 23 Jahre alt. Eine schwarze Haarflut stürzt von seinem Haupt. Es stammt aus gutem Hause, heißes mexikanisches Blut fließt in seinen Adern. Joan Baez heißt das Mädchen, dessen Stimme die jungen Leute in Amerika aufrüttelte. Sie steht im Begriff, auch die europäische Jugend in ihren Bann zu ziehen. Die Amerikanerin Joan Baez, deren Vater bei der UNESCO in Paris arbeitet, singt Lieder, die weder Jazz noch Beat sind, weder Volkslieder noch Chansons – sie sind alles zusammen. Joan Baez ist die beste Vertreterin jener neuen Welle, die Protest- und Folkloresongs auch an unsere Küsten spülte. Woraus besteht diese Woge, was wollen diejenigen, die sie in Bewegung setzten?

Schon vor Jahren betraten zwei Männer und eine junge Frau die Szene des amerikanischen Musikmarktes: Peter, Paul and Mary. Sie brachten etwas, das wir in Deutschland als „modernes Volkslied“ umschreiben würden. Peter, Paul and Mary machten mit ihren Gitarren und ihrem Gesang den Folksong populär. Immer mehr Sänger verschrieben sich der Folklore. Ihr Plattenabsatz schnellte in Rekordhöhe. Schließlich verbrüdete man sich mit dem Beat, dessen Grundbestandteile wiederum dem Jazz entstammen. Es entstand der Folk-Beat. Der Folksong verwendete zwar überliefertes Liedgut, kleidete es aber in moderne Formen. Schließlich blieb es auch dabei



nicht. Man schmiedete neue Texte, Altes und Neues angriffen, die Mensch und den Krieg, die Gleichgültigkeit und die Tradition. Der engagierte Folksong entstand, das Problemlied, der Protestsong.

Wer schrieb die neuen Texte, wer die Musik, wer sind die Führer der neuen Bewegung? Vier Namen muß man sich allemal merken: Bob Dylan, Barry McGuire, P. F. Sloan – und Joan Baez. Der produktivste von allen ist zweifellos Bob Dylan. Er schrieb in drei Jahren über 250 Songs. Sie brachten ihm inzwischen ein Vermögen ein. Alle Interpreten der neuen Welle verehren ihn. Dabei singt der 25jährige auch selbst. Aber seine Stimme klingt dünn und schwächlich, als habe er gerade eine Hungerkur hinter sich gebracht. Trotzdem: Wo Bob Dylan auftritt, gibt es ausverkaufte Häuser. Am besten aber werden seine Lieder von anderen interpretiert. Joan Baez singt vornehmlich Dylan-Songs, ebenso Barry McGuire. Der vierte im Bunde ist wiederum Komponist und Textdichter: P. F. Sloan, der junge Mann, der seine Haarflut stets unter einer Ballonmütze verbirgt, schrieb neben Dylan die erfolgreichsten Songs. Alle vier haben eines gemeinsam: Sie lebten eine Zeitlang im New Yorker Künstler- und Gammellviertel Greenwich Village. Sie schlugen sich lange recht ungeschlechtlich durch, beinahe am Hungertuch nagend. Sie traten in Gerdes Folk City auf und sangen für wenig Geld. Ihre Vorbilder waren Musiker und Sänger, wie Hank Williams, Muddy Waters, Big Joe Williams und vor allem Woody Guthrie. Man muß ein paar Zeilen oder Strophen von Dylan gehört oder gelesen haben, dann weiß man, was die Protestsänger wollen. In einem der Lieder heißt es z. B.: „If you miss me at the Back of the Bus...“ – „Falls du mich im hinteren Teil des Autobusses nicht findest – dann bin ich im vorderen Abteil, dort, wo die Weißen sitzen.“ Die jungen Leute der neuen Welle treten für die Rassengleichheit ein. Sie sind gegen den Krieg im allgemei-

Dominique



F. Sloan



nen, gegen den in Vietnam im besonderen. Bob Dylans „Der dritte Weltkrieg“: „Vor einiger Zeit hatte ich einen verrückten Traum. / Ich träumte, ich ging nach dem dritten Weltkrieg spazieren. / Ich sah ein Mädchen, und ich sagte zu ihr, komm, spielen wir Adam und Eva. / Aber sie sagte, du spinnst wohl, du siehst ja, was das letztmal dabei herausgekommen ist.“

Barry McGuire, der Holzfällersohn, erlebte seinen größten Erfolg mit dem Lied „Eve of Destruction“, „Vorabend des Weltunterganges“. Dieses Lied schrieb P. F. Sloan. Er hat dasselbe Anliegen wie Dylan: „Die ganze Welt ist am Zerspringen, / Unrecht blüht, die Waffen klingen. / Zum Töten nie zu jung, doch wohl zum Wählen. / Du bist nicht für den Krieg, / doch tust du auch nichts dagegen. / Sogar den Uniformen gibst du deinen Segen. / Wir stehen am Vorabend der Weltzerstörung!“ Natürlich spricht man in den neuen Songs auch von Liebe. Aber es sind keine schnulzigen Klischees, die hier auftauchen. Auch hier haben die neuen Leute etwas auszusagen.

Die neue Welle rollt inzwischen auch nach Europa, ja sogar nach Deutschland. Es bleibt allerdings zweifelhaft, ob man sich einfach an einen Erfolg anhängen will, oder ob man so wie die Amerikaner wirklich etwas auszusagen hat. Die Münchnerin Dominique singt den ins Deutsche übertragenen Protestsong des Engländers Donovan: „Universal Soldier“. In Hamburg eröffnete gar ein Folklore-Klub seine Pforten: In „Dannys Pan“ singt die 18jährige Lee Bach aus Cuxhaven Protestsongs zur Gitarre. Ein Anfang, der noch nicht erschüttern kann. Wichtig ist, daß die Platten der Amerikaner auch bei uns zu haben sind – leider ohne Übersetzungen auf den Rückseiten der Plattentaschen. Hier sind einige der Folksong-Langspielplatten: Joan Baez: „Farewell, Angelina“; Bob Dylan: „The Times They Are A-Changin“ und „The Freewheelin“; Barry McGuire: „Eve of Destruction“.

Auf einem Parkplatz der Autobahn Helmstedt-Berlin lernte ich bei einer kurzen Rast ein junges Ehepaar aus der Zone kennen. Die beiden waren Schauspieler.

„Neulich hatte meine Frau das erste Mal im Fernsehen zu tun“, erzählte er. „Das war natürlich eine tolle Sache. Zum Glück hatten wir an dem Abend, als das Spiel gesendet wurde, beide keine Vorstellung im Theater. Wir sahen uns die Sendung an und waren überzeugt, daß meine Frau am nächsten Tag überall Komplimente zu hören bekommen würde.“

Sie wissen ja, wie eitel Schauspieler sind.“ „Die Enttäuschung fing schon am Morgen an“, fuhr sie fort. „Die Hausbewohner, denen ich begegnete, waren freundlich wie immer. Aber keiner sagte ein Wort über das Fernsehspiel. Und ich wartete doch so darauf! Gut, dachte ich, versuchst du dein Glück im HO-Laden. Dort trifft man immer Bekannte. Aber es war wie verhext. Offensichtlich hatte kein Mensch das Fernsehspiel gesehen. Langsam wurde ich nervös. Das gibt's doch nicht, sagte ich mir. Ich suchte Freunde und Bekannte auf. Unter den lächerlichsten Vorwänden störte ich sie beim Wohnungsputzen, beim Bettenmachen, beim Kochen. Nichts. Mir wurde ganz anders. Es gab nur eine Erklärung: Ich war so hundemiserabelend gewesen, daß es alle vorzogen, mein Fernsehdebüt mit dem Mantel schweigender Nächstenliebe zuzudecken.“

Ihr Mann lächelte mitfühlend. „Die Ärmste tat mir richtig leid. Als sie mittags nach Hause kam, war sie völlig geknickt. Ich sagte ihr: Vielleicht haben die Leute das Fernsehspiel wirklich nicht gesehen, es war ein politisches Tendenzstück. Aber natürlich meinte sie, ich wollte sie trösten und glaubte mir kein Wort.“

„Und nun stellen Sie sich vor: Ein halbes Jahr später werde ich eines Tages plötzlich von allen möglichen Leuten angesprochen. Im HO, auf der Straße, im Theater. Du, sagen sie, wir haben dich gestern im Fernsehen gesehen, herzlichen Glückwunsch. Du warst großartig. Ich verstand das nicht. Ihr müßt mich verwechseln! Quatsch, sagen sie, wir kennen dich doch, eine Verwechslung ist ausgeschlossen. Du hast eine westliche Agentin gespielt, die in die Republik eingeschleust wird. Das war das bewußte Fernsehspiel!“

„Eine Wiederholung?“ fragte ich.

„Nein.“ Die beiden schüttelten die Köpfe. „Sie kommen bestimmt nicht darauf. Des Rätsels Lösung war folgende: Das westdeutsche Fernsehen hatte eine Szene aus jenem Fernsehspiel aufgezeichnet und in seiner Sendung ‚Diesseits und jenseits der Zonengrenze‘ gebracht. Und jetzt hatten es auf einmal alle gesehen!“ Es gibt Geschichten, die kann man einfach nicht erfinden, so haarscharf treffen sie in das Schwarze einer Situation. Man kann sie nur aufschreiben, wenn man sie hört, und weitererzählen.

Gerd Angermann

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Fünf Jahre nach seinem sensationellen Olympiasieg holte sich Georg Thoma in Oslo den Weltmeistertitel in der Nordischen Kombination. Thoma, der Mitglied der Deutschen Post-Gewerkschaft ist, hat sich nach diesem Triumph vom großen Wettkampfsport zurückgezogen. Mit Franz Keller aus Nesselwang, der Vizeweltmeister wurde, hat er seinen Nachfolger gefunden. „Georg war mein Vorbild“, sagte der junge Keller (rechts). Ein Vorbild war und ist Thoma für viele. Auch als Olympiasieger und Weltmeister blieb er ein bescheidener Mensch, dem aller Starhummel ein Greuel ist.

Foto: Horst Müller

Kleine Geschichten vom großen Sport

Die zwei einzigen Weltrekordler, die Deutschlands Leichtathleten noch in olympischen Wettbewerben stellen, sind innerhalb weniger Wochen in den Hafen der Ehe eingelaufen. Den Anfang machte Hürden-Weltrekordler Martin Lauer, der in Nürnberg die Direktorentochter Christa Spellge zum Standesamt führte. Es folgte ihm Armin Hary, der „schnellste Mensch der Welt“. Er angelte sich sogar mit Christina Bagusat eine Millionärstochter. Sein Schwager ist Thomas Bagusat, einer der besten deutschen Springreiter. Übrigens lernten beide Weltrekordler ihre Bräute am, bzw. auf dem Starnberger See kennen. Armin Hary in einem Hotel, Martin Lauer im Segelboot.

Eishockey ist ein harter Sport. Es sieht allerdings zumeist gefährlicher aus, als es wirklich ist. Die Schutzkleidung der Spieler verhindert manch böse Verletzung. Fast scheint es, als lebten nicht die Spieler, sondern die Schiedsrichter dieser Sportart am gefährlichsten. Bei der Weltmeisterschaft in Jugoslawien kam der deutsche Schiedsrichter Keller mit einer dicken Beule am Kopf und mit einem dunkelblauen „Veilchen“ am Auge zum Bankett. Er war dabei noch weit besser dran, als der tschechoslowakische Schiedsrichter Cerny, der bei dem Spiel Schweiz gegen Deutschland mit einem gebrochenem Schlüsselbein ins Krankenhaus gebracht wurde. Zwei Gegner waren an der Bande zusammengeprallt, und Cerny geriet unglücklicherweise als Prellbock dazwischen.

Aus so manchem Sportstar wurde schon ein Filmstar. Jetzt unternimmt auch der Olympiadritte im Hammerwerfen, Uwe Beyer, den Sprung vom grünen Rasen auf die weiße Leinwand. Er soll bei der Neufilmung der Siegfriedsage den Recken Siegfried spielen. Da er in dieser Rolle auch Speerwerfen und Steinstoßen muß, könnte ihm das seine Amateureigenschaft kosten. Beyer ist Optimist. „Ich bin in dieser Szene nicht zu sehen,

da ich dabei bekanntlich durch Alberichs Tarnkappe unsichtbar gemacht bin.“ Ob IOC-Präsident Avery Brundage aber an das Märchen von Alberich glaubt?

Immer wieder werden Fußball-Trainer als „Erfolgs-Trainer“ bezeichnet. Aber mit erstaunlicher Regelmäßigkeit werden sie früher oder später entzaubert. Als Helmut Schneider Borussia Dortmund zweimal mit gleicher Mannschaft zur Deutschen Meisterschaft führte, strahlte sein Ruhm. Als er den 1. FC Saarbrücken und den Karlsruher SC zum Abstieg aus der Bundesliga führte, war sein Nimbus dahin. Benfica Lissabon verlor das Finale um den Europa-Cup 1964 gegen Inter Mailand. Die Portugiesen holten sich „Wunder-Trainer“ Bela Guttmann, der sie schon zweimal zum Sieg im Europa-Cup geführt hatte. Innerhalb einer Viertelstunde zerbrach Belas Fußballruhm, den er sich in vier Jahrzehnten erworben hatte. Vor eigenem Publikum im Stadion da Luz verlor Benfica 1:5 gegen Manchester United.

Die unterschiedlichsten Kräfte können Antrieb für große sportliche Leistungen sein. Als vor Jahren Horst Rascher ganz überraschend Europameister im Amateurboxen wurde, erfuhr man, daß er es eines Tages leid gewesen war, immer von den anderen Jungen auf der Straße verprügelt zu werden. Jetzt wurde eine junge Dame namens Karin Keßler Deutsche Hallenmeisterin im 800-m-Lauf. Sie schlug dabei keine Geringere als die Olympiafünfte Antje Gleichfeld. Karin wurde Meisterin aus Trotz. Sie wollte es ihrem Ehemann „zeigen“. Karin war vor Jahren Deutsche Jugendmeisterin im Weitsprung. Ehemann Keßler frozzelte: „Du springst keine 5 Meter mehr.“ Sie begann mit dem Training, entdeckte ihr Talent für die 800 m – und wurde Deutsche Meisterin ...

Zweimal begründeten Spieler des kleinen Amateurligaverbands Düren 99 eine Blüte-

zeit für den 1. FC Köln. Einst war es Georg Stollenwerk, der einer der großen Stützen der Kölner wurde. Dann kam ein junger Mann namens Karlheinz Schnellinger aus Düren nach Köln und führte die Geißböcke zu großen Erfolgen. Gerade jetzt, wo es bei den Kölnern nicht mehr recht klappt, entdeckte Trainer Georg Knöpfle einen jungen Dürener Stürmer. Ein gewisser Thelen schoß gegen die Amateure des 1. FC Köln drei Bilderbuchtore.

Prompt tauchte Knöpfle in Düren als „Spion“ auf. Aber Thelen war diesmal Durchschnitt. Man flüsterte, sein Verein habe ihn zur „Mäßigung“ geraten. In Düren soll man keine Lust verspüren, ein drittes Mal „Blutspender“ für die Kölner zu spielen.

Willy B. Wange

